ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA

Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs

Unter Mitwirkung des Anthropologischen Institutes der Universität Wien
und der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte
herausgegeben vom

Urgeschichtlichen Institut der Universität Wien

Heft 27



Wien
FRANZ DEUTICKE
1960

ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA, Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs, erscheint in zwangloser Folge in einzelnen Heften zweimal im Jahr. Sie bringt vornehmlich Arbeiten aus dem Gesamtgebiet der österreichischen Ur- und Frühgeschichte mit besonderer Betonung der Zusammenarbeit mit der paläanthropologischen Forschung und soll damit zum Sprachrohr der österreichischen Ur- und Frühgeschichtsforschung werden.

Bestellungen sind zu richten an eine Buchhandlung oder an den Verlag Franz Deuticke, Wien I., Rockhgasse 2. Manuskripte in Maschinschrift und Besprechungsexemplare nimmt das Urgeschichtliche Institut der Universität Wien, Wien I., Hanuschgasse 3/I, entgegen. Die Autoren sind für ihre Beiträge allein verantwortlich.

Gedruckt
mit Unterstützung des Bundesministerium für Unterricht

Verleger und Eigentümer: Verlag Franz Deuticke, Wien I., Helferstorferstraße 4. — Herausgeber: Österr. Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte, Anthropologisches Institut und Urgeschichtliches Institut der Universität Wien. — Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Richard Pittioni, Wien I., Hanuschgasse 3. — Druck: Ferdinand Berger, Horn, N.-Ö.

ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA

Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs

Unter Mitwirkung des Anthropologischen Institutes der Universität Wien
und der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte
herausgegeben vom

Urgeschichtlichen Institut der Universität Wien

Schriftleitung:
RICHARD PITTIONI
Wien

Heft 27

Wien
FRANZ DEUTICKE
1960

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright © 1960 by Franz Deuticke, Wien.
Verlags-Nr. 4300.

Printed in Austria.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Berg, Friedrich, Mittelbronzezeitliche Grabfunde aus Maiersch und Theras, N.Ö. . 21
Felgenhauer, Fritz, Bandkeramische Großbauten aus Mannswörth bei Wien . . . 1
Gábori, Miklos, Der heutige Stand der Paläolithforschung in Ungarn 57
Mitscha-Märheim, Herbert, Pittioni, Richard, Beginnende Mittelbronzezeit in Hohenau, p. B. Gänserndorf, N.Ö. 11
Modrijan, Walter, Ein Urnengrab aus Oberzeiring, Steiermark 52
Pittioni, Richard, siehe H. Mitscha-Märheim 11

Kleine Mitteilungen.

Barth, Fritz-Eckart, Fundortberichtigung 83
Felgenhauer, Fritz, Neue Ergebnisse zur österreichischen Paläolithforschung? . . 83
Franz, Leonhard, Fälschungen 79
Hell, Martin, Neufund eines Bronzeschwertes aus der Salzach 76

Besprechungen 85

Bandkeramische Großbauten aus Mannswörth bei Wien.

Von Fritz Felgenhauer, Wien.

Mit 9 Abbildungen.

Die in den letzten Jahren erfolgte Neuorientierung in der Beurteilung des bandkeramischen Siedlungs- und Wohnwesens — zusammenfassend dargestellt in den Arbeiten von A. Stieren [1]) und E. Sangmeister [2]) — ergab die Hervorhebung des rechteckigen Großbaues als charakteristische Wohnform der Bandkeramik. Die dabei von A. Stieren durchgeführte Zusammenstellung aller bis dahin bekanntgewordenen 100 Großbauten auf 34 Fundplätzen zeigte deren Verbreitung von Belgien über die südlichen Niederlande, das Rheingebiet, bzw. Südwestdeutschland und Mitteldeutschland bis in die Tschechoslowakei. Dabei mußte es auffallen, daß ein sehr wesentliches Gebiet dieser „donauländischen Facies", nämlich der Donauraum selbst, scheinbar ausgespart blieb. Da bisher im österreichischen Raum tatsächlich weder in den publizierten noch — soweit dies nachprüfbar ist — in den unpublizierten Beständen ein derartiger Nachweis erbracht werden konnte, ergab sich hier das Faktum einer Fund- oder Forschungslücke. Überblickt man die gegenwärtige Lage der österreichischen Forschung — wo man gerade auf dem Gebiet der Siedlungsforschung aus finanziellen Gründen so gut wie überhaupt keine Plangrabung mit flächenmäßiger Aufdeckung durchführen kann und lediglich auf „Bergungen" zufällig anfallender Objekte, wie Gräber oder Wohngruben, angewiesen ist — muß man sich klar machen, daß Anlagen wie Rechteckhäuser, welche sich in erster Linie nur auf Grund der Pfostenlöcher auf größerer Fläche nachweisen lassen, bis jetzt praktisch unerkannt bleiben mußten. Da es bekanntermaßen kein Übel gibt, welches nicht auch seinen Nutzen hätte, verdanken wir es der (ansonsten der Bodendenkmalpflege so großen Schaden zufügenden) Technik, wenn uns nun einmal durch Planierraupe und Bagger die Arbeit der großflächigen Abdeckung erspart wurde.

Man legte nämlich beim Abheben der Humusdecke zur Erweiterung einer Sandgrube in Mannswörth eine große Anzahl von Pfostenlöchern frei, die durch den selbstlosen Einsatz des Fundbergungsdienstes der Österr. Arb.-Gem. f. Ur- und Frühgeschichte exakt aufgenommen wurden und so Auswertung und Datierung der Anlage ermöglichten. Für diese Mitarbeit sei allen Teilnehmern, besonders Herrn F. Wallisch, welcher den Einsatz später selbständig leitete und einen Großteil der Skizzen anfertigte, sowie Herrn G. Melzer und Herrn F. Stelzer, welcher die Vermessung durchführte, bestens gedankt.

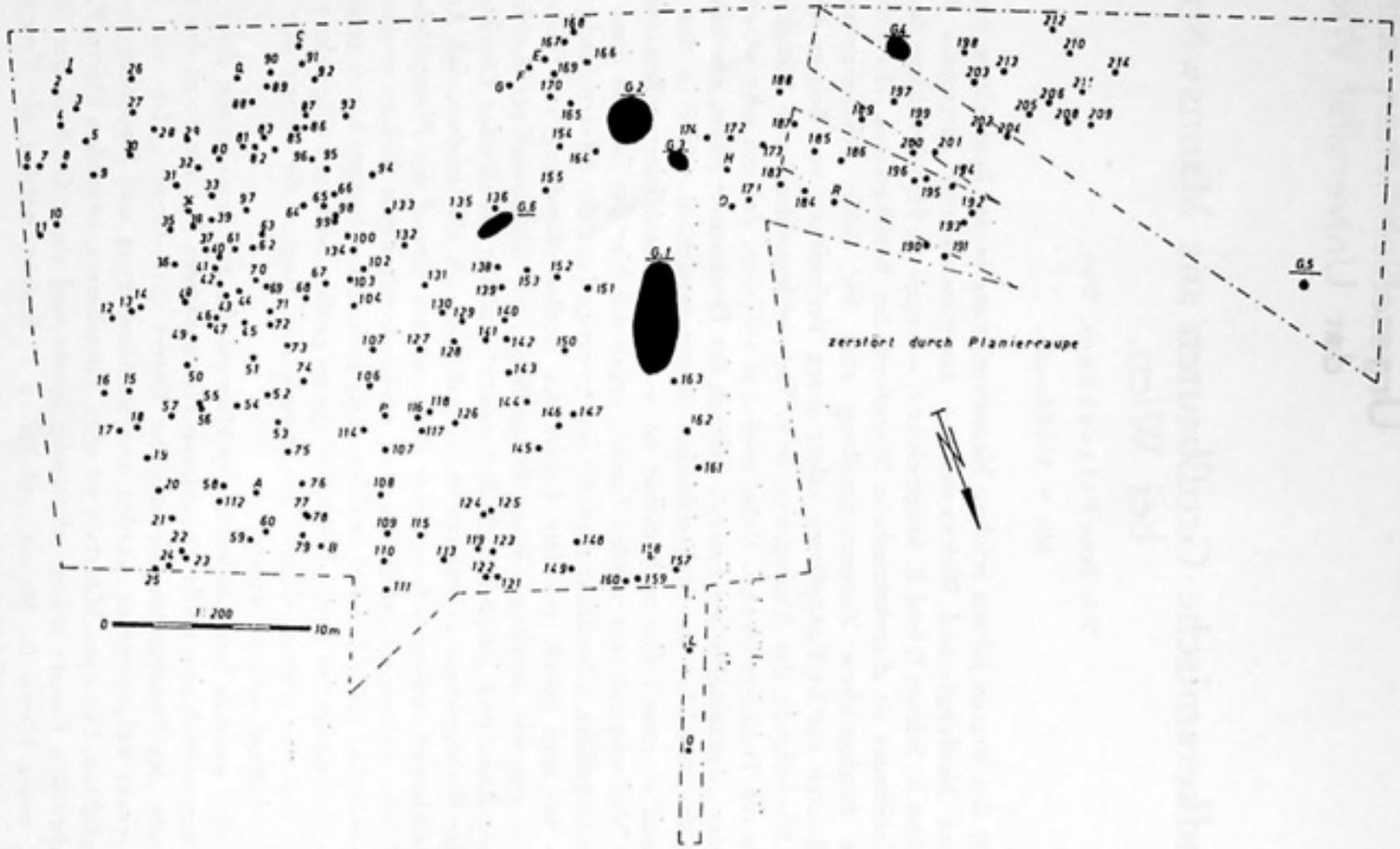


Abb. 1. Mannswörth bei Wien. Gesamtplan der aufgedeckten Pfostengruben. Verm. F. Stelzer.

Im Feber 1957 wurde das Niederösterreichische Landesmuseum durch die Polizei von anfallenden Funden in der Schottergrube Lechner in Mannswörth verständigt. Am 9., 10., 16., 17., 23. und 24. März 1957 konnte dann die Fundstelle aufgenommen werden. Dabei wurden die von der Planierraupe hergestellte Fläche nachplaniert, sauber geputzt, die feststellbaren Pfostenlöcher exakt vermessen, im Quer- und Längsschnitt gezeichnet und das anfallende Fundmaterial geborgen.

Der Fundort selbst befindet sich nördlich der Bundesstraße Wien—Deutsch-Altenburg (Bundesgrenze), knapp bei Punkt 160 auf einer Fastebene, welche heute der Landwirtschaft nutzbar gemacht ist. Einige 100 m nördlich breitet sich die Ortschaft Mannswörth aus und unmittelbar an diese anschließend Totarme und Auwald der Donau.



Abb. 2. Mannswörth bei Wien. Teilansicht der aufgedeckten Pfostengruben. Phot. F. Wallisch.

Auf der ca. 1300 qm großen, freigelegten Fläche zeigten sich 223 Verfärbungen, welche eindeutig als Pfostengruben und Pfostenlöcher angesprochen werden konnten. Regellos inmitten der Fläche konnten aber auch 6 größere Grubengrundrisse festgestellt werden (Abb. 1).

Die große Zahl der Pfosten-Verfärbungen bot naturgemäß ein recht verwirrendes Bild (Abb. 2); sie sollen daher zunächst ihrer Form nach beschrieben werden. Die derzeit meßbare Tiefe ist recht verschieden: 4 Stück sind über 30 cm, 23 Stück zwischen 20 und 30 cm, 66 Stück zwischen 10 und 20 cm, alle übrigen unter 10 cm tief. Eine besondere Anordnung der verschiedenen Tiefen in der Gesamtfläche ließ sich nicht feststellen und damit auch keine verschiedenen Bauperioden nach der Tiefe der Pfosten. Zu beachten ist jedoch die allgemein geringe Einsenkung der Pfosten in den Lößboden. Bei Berücksichtigung der Pfostengrubendurchmesser, welche im Mittel bei

30—50 cm liegen (nur 1 unter 10 cm, nur 2 unter 15 cm, dagegen 11 über 50 cm, 4 über 60 cm, 3 über 70 cm) ist es ausgeschlossen, daß der derzeit festgestellte Zustand die ursprüngliche Einsenkungstiefe angibt. Es muß also auch hier, ähnlich wie dies bereits an anderem Orte festgestellt wurde, eine Abtragung oberflächlicher Geländepartien stattgefunden haben. Die Mächtigkeit des am Orte auflagernden Humus

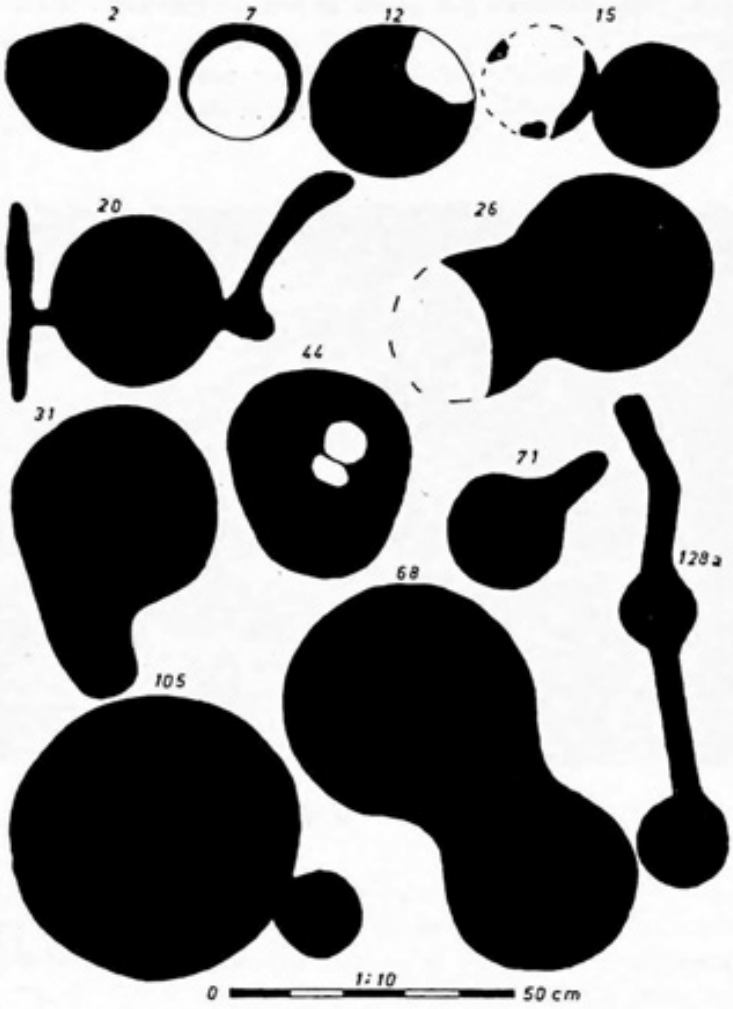


Abb. 3. Mannswörth bei Wien. Querschnitte einzelner Pfostengruben.

beträgt im Durchschnitt 30 cm. Derselbe ist auf weite Strecken hin mit Fundmaterial fast aller urzeitlichen Zeitstufen bis in das Mittelalter hinein durchsetzt. Die intensive landwirtschaftliche Tätigkeit hat zu einer völligen Durchmischung des Fundinhaltes geführt. Aber auch die weithin offene Landschaft, die starken Donauwinde und das wenn auch geringe, so doch vorhandene Gefälle zur Donau hin lassen eine — wahrscheinlich schon öfter — erfolgte Abtragung und Umlagerung der Böden ver-

ständlich erscheinen. Der Querschnitt der Verfärbungen ist in der Regel mehr oder minder rundlich, seltener längsoval (Abb. 3). Im Längsschnitt (Abb. 4, 5, 6) dominiert die kalottenförmige Grube vor der rechteckigen. Seltener sind trapezförmige Pfostengruben. Der exakte Nachweis der Trennung von Pfostengrube und Pfostenloch konnte optisch nur acht Mal festgestellt werden. Eine in der Dunkelheit durch Dipl.-Ing.

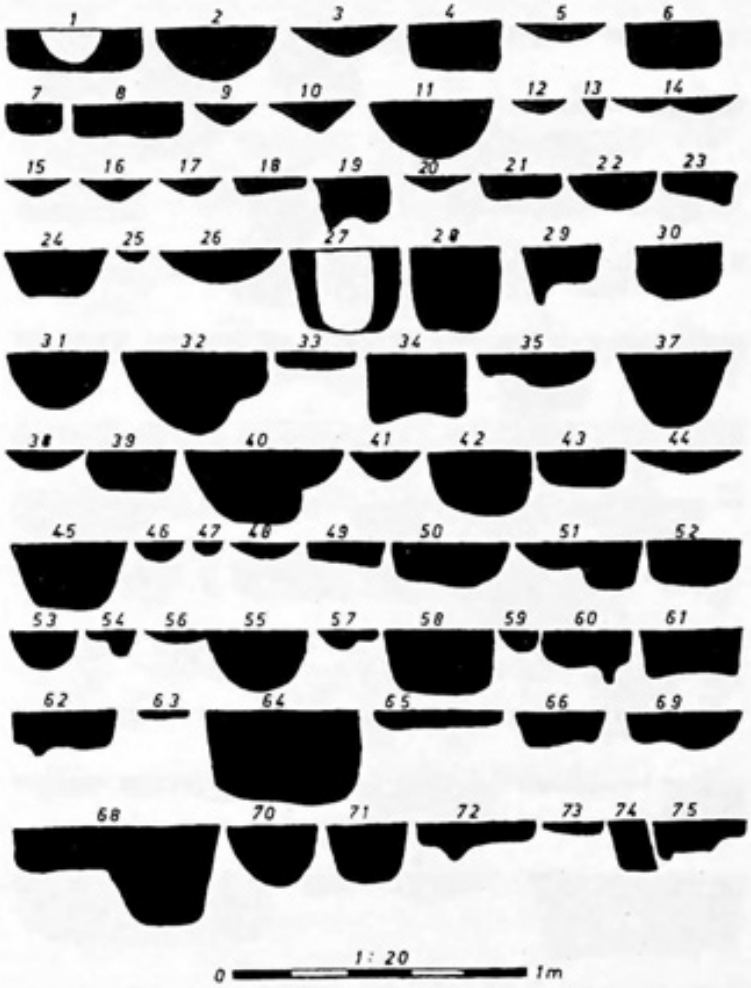


Abb. 4. Mannswörth bei Wien. Längsschnitte der Pfostengruben 1—75.

Dangl freundlicherweise durchgeführte Testuntersuchung im UV-Licht (360 μ Wellenlänge) ließ jedoch auch mit dem freien Auge nicht erkenntliche Unterschiede zwischen Pfostenloch und Pfostengrube in mehreren Fällen deutlich werden. Weiters ließen sich 7 Doppelpfosten feststellen (Abb. 3). Alle Pfosten stehen annähernd vertikal, nur ganz selten fand sich eine leichte Innenneigung. Die Füllung war im großen und ganzen einheitlich: braun, seltener grau. Einschlüsse fanden sich sporadisch in Form

loser oder auch kompakter Lößbrocken, vereinzelter Scherben, Knochensplitter und ganz selten von Holzkohle.

In Verbindung mit einzelnen Pfosten (Abb. 3) oder zwischen zwei Pfosten konnten zuweilen schmale Längsverfärbungen nachgewiesen werden, die wohl als Reste einer Wandkonstruktion (Flechtwand?) gedeutet werden dürfen. Obwohl die zufällig

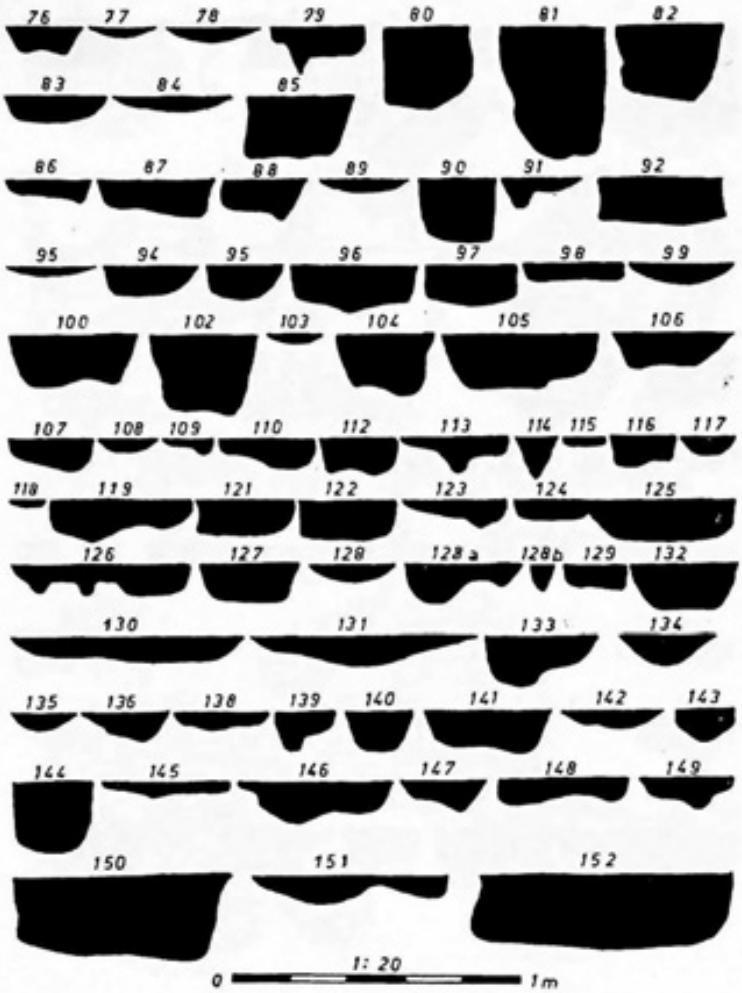


Abb. 5. Mannswörth bei Wien. Längsschnitte der Pfostengruben 76—152.

aufgedeckte Fläche sicher nur einen Bruchteil der ehemaligen gesamten Ansiedlung ausmacht, läßt sich doch bei den vorliegenden Verfärbungen eine bestimmte, regelmäßige Anlage erkennen. Zweifelsohne handelt es sich um die Grundrißreste einer Siedlung aus rechteckigen Langhäusern und Gebäuden. Auffallend ist die einheitliche Orientierung der zu Längslinien zusammenschließbaren Pfostenreihen. Sie liegen alle grob in der Nord-Südrichtung. Abweichungen von dieser lassen sich zwischen 5 bis

18 Grad nach Nordwest und Nordost, immer aber nur bei zusammengehörenden Längsreihen, nachweisen.

Diesbezüglich finden wir somit eine generelle Bestätigung der von E. Sangmeister festgestellten Beobachtung. Auch in unserem Falle dürften die Abweichungen mit verschiedenen Orientierungsgruppen differenter Bauperioden erklärbar sein.

Auf die Baugestalt der aufgedeckten Hausgrundrisse näher einzugehen, müssen wir uns hier versagen. Deshalb, weil kaum ein Haus zur Gänze in seinem Grundriß aufgedeckt erscheint, aber auch weil wir uns in Fragen der Bautechnik für nicht

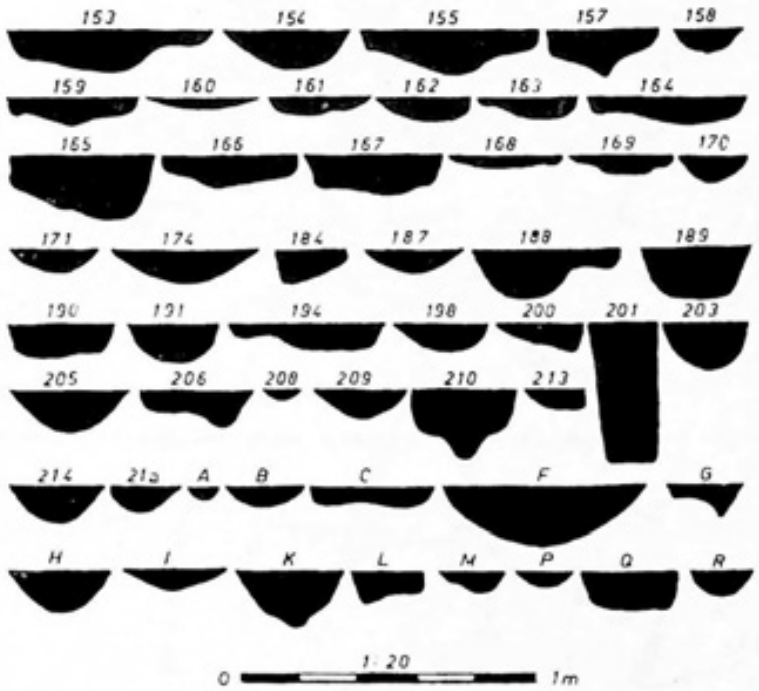


Abb. 6. Mannswörth bei Wien. Längsschnitte der Pfostengruben 153—214 und A—R.

zuständig erachten. Festzustehen erscheint uns nur, daß die Form der durch die Pfostenreihen bestimmbaren Hausgrundrisse langrechteckig ist und ihre Breite zur Länge mindestens im Verhältnis von 1 : 3 bis 3,5 steht, mithin sich eine weitere Übereinstimmung mit den von Sangmeister gemachten Angaben ergibt (Abb. 7). Der Abstand der einzelnen Pfosten einer Längsreihe beträgt im Durchschnitt 2 m. Der ursprüngliche Boden oder die ihn repräsentierende Kulturschicht konnte in keinem Falle festgestellt werden, was aus dem w. o. Gesagten über die sicher vorhandene Abtragung auch verständlich wird und sich auch andernorts feststellen ließ (A. Stieren, S. 68). Fundamentgräbchen, Zaungrundrisse oder Ähnliches konnte in unserem Falle nicht nachgewiesen werden. Bei der langen, schmalen Grabenkontur, welche quer durch das Feld verläuft, handelt es sich zweifelsohne um keine urzeitliche Anlage, sondern um eine rezente Störung, wehrscheinlich von einem Kabelgraben herrührend.

Die sechs auf der Fläche aufgedeckten größeren Grubengrundrisse sind ebenfalls von sehr geringer Tiefe. Die größte (Grube I, Abb. 8) hat einen Durchmesser von 2,00 × 5,90 m. Sie ist im Querschnitt annähernd elliptisch und zeigt im Längsschnitt mehrere Stufen, welche sich alle nach Norden zu senken. Stellenweise sind die Seitenwände bis zu 10 cm weit unterhöhlt. An ihrer tiefsten Stelle ist die Grube 60 cm tief. Sie ist fast einheitlich mit dunkelbrauner Kulturerde gefüllt, welche ver-

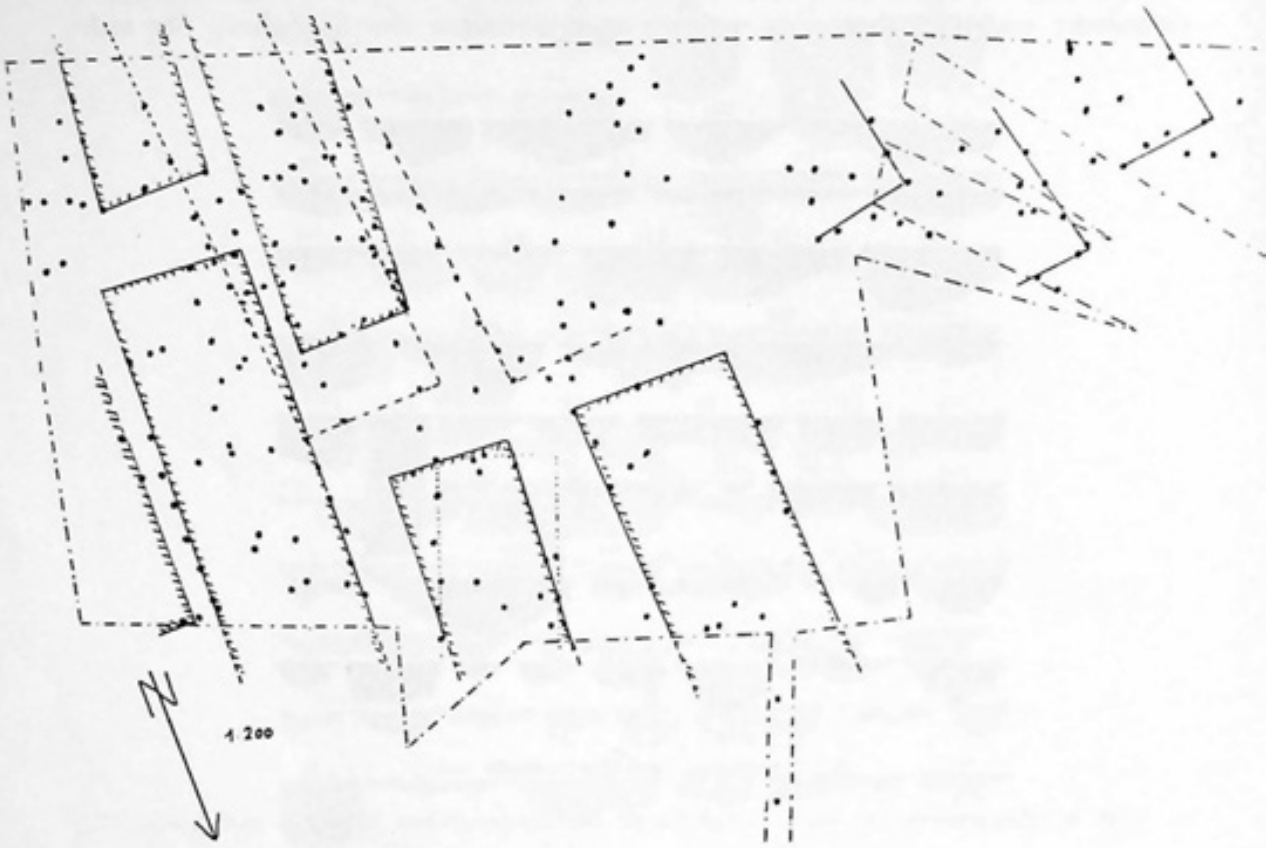


Abb. 7. Mannswörth bei Wien. Rekonstruktionsversuch von Langhäusern verschiedener Orientierung.

einzelt Holzkohle, Hüttenlehm und Scherbenmaterial enthielt. Die übrigen Gruben sind kleineren Ausmaßes, ebenfalls langoval oder annähernd kreisrund. Ihre Füllung gleicht der erstgenannten. Pfostenlöcher konnten bei keiner Grube als zugehörig erkannt werden. Ebensowenig ließ sich ein eindeutiger baulicher Zusammenhang mit den Rechteckbauten erweisen. Dagegen ist die Zeitgleichheit durch die sowohl in den Gruben als auch innerhalb der Pfostengruben gefundenen Keramik erwiesen. Bei dieser handelt es sich um fein geschlemmete Ware aus hellgrauem, nicht gemagertem Ton mit glatter Oberfläche. Die Scherben stammen von typischen dünnwandigen Bombengefäßen und sind durch eingeschnittene Linienmuster verziert, welche stellen-

weise durch dellenartige Eindrucke unterbrochen sind (Abb. 9). Es ist dies die typische „Notenkopfkeramik", die jüngere Stufe der Linearkeramik. Zusammen mit ihr finden sich auch Scherben gröberer Machart (der sogenannten Hauskeramik) aus gröberem, graubraunem bis rotbraunem Ton, meist mit feinen Quarzitkörnchen gemagert. Die Oberfläche dieser größeren bauchigen Gefäßen zugehörenden Scherben ist meist

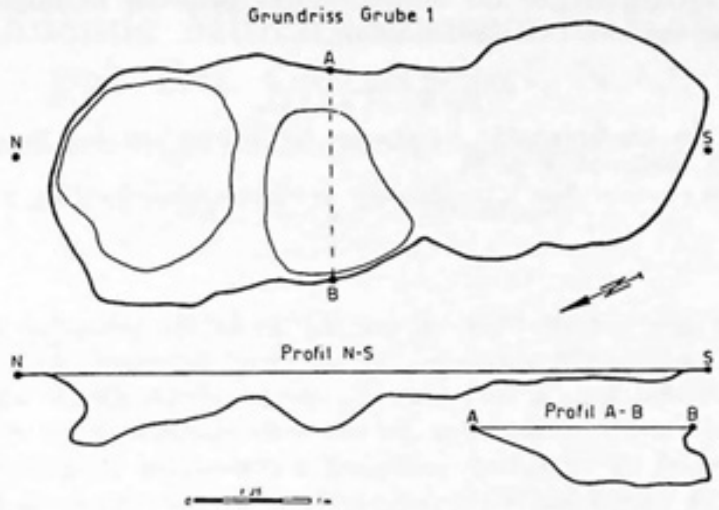


Abb. 8. Mannswörth bei Wien. Grube I. Planum, Längs- und Querschnitt.

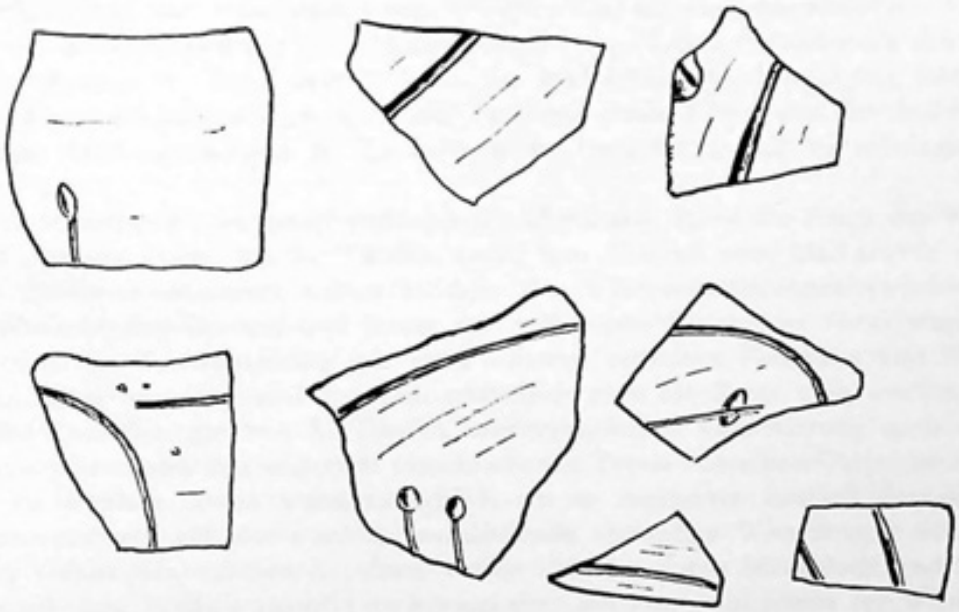


Abb. 9. Mannswörth bei Wien. Notenkopfkeramik aus der Ausfüllung einzelner Pfostengruben. Ca. $^2/_3$ nat. Gr.

rauh, durch Brand stellenweise oft schwarz geflammt. Die Standflächen sind eben, Verzierungen sind nur in Form von Fingertupfenleisten und -eindrücken vorhanden.

Zusammenfassend können wir somit die teilweise Aufdeckung einer Siedlungsanlage der Notenkopfkeramik unmittelbar an der Donau, in der Nähe von Wien, feststellen. Dieselbe besteht aus mehreren Rechteckhäusern in Pfostenbautechnik und bestätigt in ihrer Gesamtlage ebenso wie in zahlreichen Details die durch E. Sangmeister als charakteristisch für die donauländische Bauweise herausgestellten Fakten nun auch für den engeren Donauraum selbst.

Anmerkungen.

[1]) A. Stieren, Bandkeramische Großbauten bei Bochum und ihre Parallelen in Mitteleuropa, BRGK, 33., 1943—50. S. 61 ff.

[2]) E. Sangmeister, Zum Charakter der bandkeramischen Siedlung, a. a. O., S. 89 ff.

Beginnende Mittelbronzezeit in Hohenau, pol. Bez. Gänserndorf, N. Ö.

Von Herbert Mitscha-Märheim, Wien, und Richard Pittioni, Wien.

Mit 1 Plan und 2 Abbildungen.

I. Einleitung.

Schon vor nunmehr 23 Jahren konnte K. Willvonseder zeigen, daß die frühe Bronzezeit in Niederösterreich direkt in die beginnende Mittelbronzezeit überleitet [1]). 1954 wurde von R. Pittioni neuerlich auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht [2]) und betont, daß keine Anhaltspunkte für ein gewaltsames Ende der frühen Bronzezeit durch irgendwelche katastrophale Ereignisse vorliegen. Er zeigte auch, daß zwischen der frühen und der mittleren Bronzezeit kein kultureller Bruch liegt. Unabhängig davon hat dann die Forschung in Mähren und in der Slovakei nahezu gleichlautende Ergebnisse vorlegen können. Es ist das Verdienst von K. Tihelka, durch die Erforschung der Witterauer Form (Věteřov-Kultur) des südmährischen Gebietes näher auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht [3]) zu haben, während die slovakische Forschung unter A. Točik dem Problem der Mad'arovce Form nachging und durch planmäßige Geländeuntersuchungen den Nachweis eines Fortlebens der frühbronzezeitlichen Mad'arovce-Form in die beginnende Mittelbronzezeit zu erbringen vermochte [4]).

Im Mittelpunkt der damit verbundenen Diskussion stand die Frage des Werdens der Witterauer Form, die K. Tihelka unter dem Einfluß von Mad'arovce auf ein spätes Aunjetitz orientiert wissen möchte. Die Übereinstimmungen zwischen dem nö. Böheimkirchen-Bestand und jenem der mährischen Witterauer Form wurde von R. Pittioni im Zusammenhang mit einer näheren zeitlichen Fixierung von Böheimkirchen selbst betont [5]) und von ihm schließlich auch die Frage aufgeworfen [6]), wie weit bei Zutreffen der von K. Tihelka hervorgehobenen Orientierung noch die Berechtigung bestünde, den seinerzeit umschriebenen Typus Mistelbach-Regelsbrunn aufrecht zu erhalten. Denn wenn tatsächlich ein so intensiver Einfluß der jüngeren Mad'arovce-Form auf das westlich anschließende ehemalige Wieselburger und Aunjetitzer Gebiet anzunehmen ist, dann würde sich das durch Mistelbach und Regelsbrunn gebotene Erscheinungsbild im keramischen Bestand wohl jenem der Witterauer-Form anschließen lassen. Wie die bei der Sitzung der Kommission für das Äneolithikum und die ältere Bronzezeit in Neutra (September 1958) vorgelegten Bemerkungen

von A. Točik zeigen, ist die Diskussion um das gegenseitige Verhältnis von Aunjetitz — Mad'arovce (älterer und jüngerer Prägung) — Witterau noch mitten im Fluß, eine klare Sicht daher auch noch kaum zu erwarten. Für Niederösterreich ist bloß so viel durch die einschlägigen Fundbestände gegeben, daß die durch Böheimkirchen vertretene Phase Bronzezeit B_1 in ihrem keramischen Bestand mit jenem der Witterauer Form nahezu ident ist. Das bringt jedoch eine neue Frage herein, die bis jetzt von der Forschung noch zu wenig beachtet wurde, die nämlich, daß die frühbronzezeitliche Basis für das mährische Witterau (und wenn ein solches auch im nördlichen Niederösterreich vorhanden ist) eine andere ist als im Gebiet der süddanubischen Böheimkirchener Form. Denn auf der einen Seite ist es Aunjetitz, das zu Witterau hinüberführt und auf der anderen Seite das von Aunjetitz doch ziemlich weit abstehende Unterwölbling, in dessen Siedlungsbereich dann Böheimkirchen erwächst. Stellt man aber Böheimkirchen mit Witterau gleich — wozu nach dem derzeitigen Stand der Quellenkenntnis berechtigte Veranlassung besteht — dann würde sich in dem Werden und Festigen der Witterauer Erscheinung ein über verschiedene ältere Kulturprovinzen sich hinziehender Unifikationsprozeß ergeben, für den dann die entsprechende Ursache gesucht werden müßte. Dieser Prozeß ist ja bloß der Beginn einer Erscheinung, die dann in der ausgeprägten Mittelbronzezeit ihren Höhepunkt findet, insoferne die keramischen Erscheinungen in der slovakischen, mährisch-böhmischen und burgenländisch-niederösterreichischen „Hügelgräberkultur" eine verblüffende Übereinstimmung und Einheitlichkeit aufweisen. Die von R. Pittioni formulierte Umschreibung eines Typus Zohor-Maisbirbaum versucht dieser Tatsache irgendwie gerecht zu werden [7]). Nimmt man auf sie Rücksicht, dann müßte aber auch nach der auslösenden Ursache für eine solche Vereinheitlichung gesucht werden. Durch seine Frage nach dem Erzeugungsgebiet und der Herkunft der Sichelnadeln als einem besonders aussagekräftigen Typus der beginnenden Mittelbronzezeit hat R. Pittioni bereits versucht, einen Hinweis auf solche Vorgänge zu geben [8]), deren Wurzel schon in der vorgeschrittenen Frühbronzezeit verankert sein dürften. Die von H. Neuninger und R. Pittioni durchgeführten spektralanalytischen Untersuchungen der frühbronzezeitlichen Ringbarren [9]) könnten da vielleicht einen ersten vorläufigen Anhaltspunkt bieten. Denn wenn gezeigt wurde, daß die Hauptmasse der bis 1957 veröffentlichten Ringbarren aus einem Kupfer besteht, dessen Herkunft im Gebiet östlich der March gesucht werden darf, und wenn weiter gezeigt wurde, daß dieses Kupfer weit nach dem Westen bis Böhmen und bis Süddeutschland der Donau entlang verhandelt wurde, dann hebt sich hier ein Einfluß ab, dessen Bedeutung noch näher zu verfolgen wäre. Vor allem schiene es in diesem Zusammenhang notwendig, die der Stufe B_1 im slovakischen Bereich und im mährischen Raum zuweisbaren Metallobjekte einer spektrographischen Untersuchung zu unterziehen, um festzustellen, wie weit das für sie verwendete Kupfer mit jenem der Ringbarren übereinstimmt. Die seinerzeit in Wien erreichbar gewesenen Sichelnadeln haben leider in dieser Hinsicht noch keine Anhaltspunkte ergeben. Sollte sich jedoch feststellen lassen, daß sich zwischen dem Kupfer der Ringbarren und dem Kupfer des Sichelnadelhorizontes eine Übereinstimmung ergibt, dann würde sich hier doch eine Möglichkeit auftun, um etwas über

die kulturelle und wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung des Mad'arovce-Gebietes für die beginnende Mittelbronzezeit zu erfahren. Eine weitere Aufgabe wird sich für uns in Österreich ergeben, im Hinblick auf die derzeitige Forschungslage dem Fundgut der beginnenden Mittelbronzezeit erhöhtes Augenmerk zu widmen. Ein kleiner Beitrag dazu mögen die folgenden Bemerkungen über Hohenau sein.

II. Fundbericht (H. Mitscha-Märheim).

Im Frühjahr 1945 wurde nördlich der Ortschaft H o h e n a u (Pol. Bez. Gänserndorf, NÖ.) in der Flur „Hochstetten" zwischen dem Damm der Nordbahnlinie und dem zur Thaya abfallenden Steilhang ein 5 m breiter und etwa 2 m tiefer Panzerabwehrgraben ausgehoben, der die Straße Hohenau—Rabensburg schnitt. Im Gebiet westlich dieser Straße, auf der Fürst Liechtensteinschen Ackerparzelle Nr. 2639/1, wurden dabei 2 Skelettgräber des 9. Jhdts. zerstört. Auch bei der mit diesen Arbeiten zusammenhängenden Anlage einer Panzerabwehrstellung im Akazienwäldchen unmittelbar östlich der Straße wurde ein gleichzeitiges Grab angefahren, das einen Topf und ein eisernes Kampfbeil derselben Zeit ergab. Funde aus diesen 3 Gräbern gelangten damals an das Hohenauer Heimatmuseum.

Über Aufforderung seitens des pens. Hauptschuldirektors A. Schultes, Hohenau, habe ich dann in den Jahren 1949 und 1950 mit geldlicher Unterstützung des Bundesdenkmalamtes und mit Hilfe von Hörern des Urgeschichtlichen Institutes der Universität Wien und von Mitgliedern der Urgeschichtlichen Arbeitsgemeinschaft der Anthrop. Ges. Wien Nachgrabungen auf der genannten Parzelle durchgeführt. Bei diesen Grabungen war auch das n.ö. Landesmuseum (Kustos Dr. F. Hampl) und die Präh. Abtlg. des Nat. Mus. (Kustos Dr. K. Krenn) beteiligt.

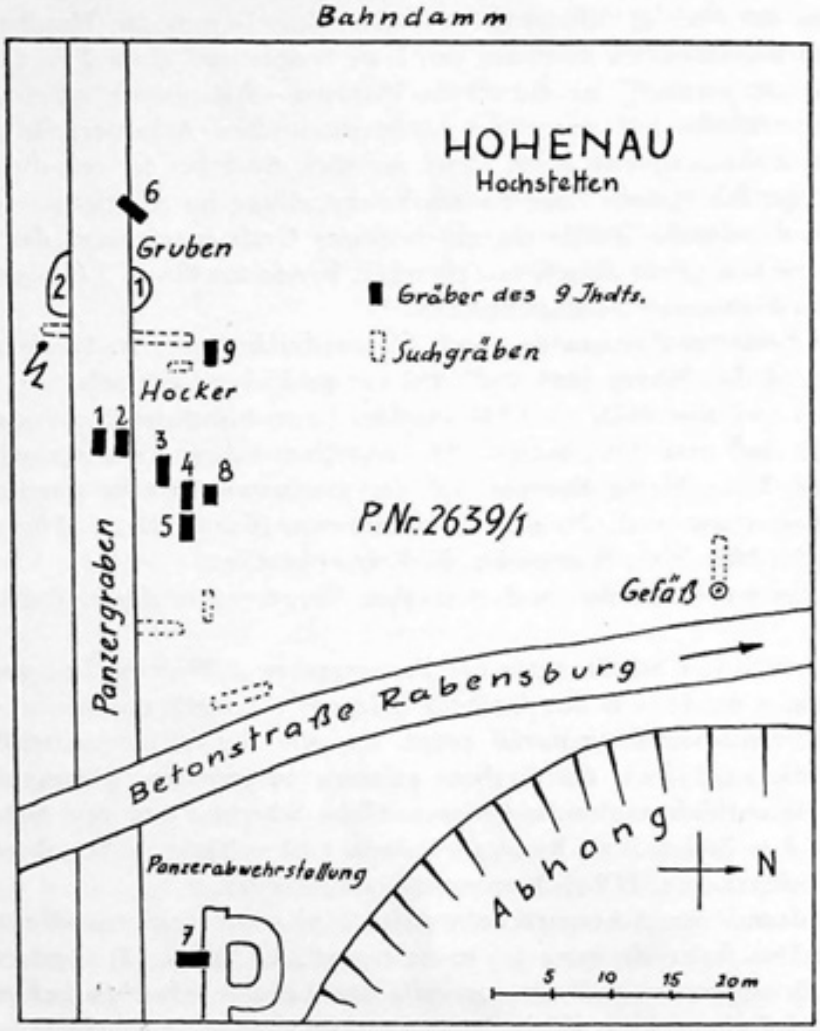
Im Ganzen wurden hiebei noch 6 intakte Körpergräber des 9. Jhdts. freigelegt. (Siehe Plan).

40 m westlich der Straße hatte der Panzergraben 2 Wohngruben angeschnitten, von denen die n ö r d l i c h des Grabens gelegene (1) 1949 untersucht wurde und wenig charakteristisches Tonmaterial ergab, das wir für frühbronzezeitlich hielten. 1950 wurde die s ü d l i c h des Grabens gelegene ausgedehnte Wohngrube (2) ausgehoben [10]). Sie enthielt zahlreiche bronzezeitliche Scherben und eine Sichelnadel aus Bronze. Etwa 3 m östlich ihres Randes wurde in 1.10 m Tiefe ein beigabenloses wohlerhaltenes Hockerskelett, NW-SO orientiert, aufgefunden.

Am Nordrand der Ackerparzelle wurde, 2 m vom Straßenrand entfernt, eine etwa 1 m im Dm. haltende, etwa 1,6 m tiefe rundliche Grube (3) angetroffen, deren Seitenwände Brandspuren in Form rot gefärbten Lehmes erkennen ließen. In dieser Grube, die viel Aschenreste enthielt, befanden sich: eine völlig erhaltene, etwa 21 cm hohe Amphore mit zwei Tonleisten und hohem Standfuß aus lichtgelbem Ton und Bruchstücke zweier großer dickwandiger Töpfe mit Fingerstrichrauhung. Da sich sowohl in der Urne als auch sonst im Raume der Grube neben Fragmenten von Unio-Muscheln schlecht verbrannte, z. T. kalzinierte Knochenbruchstücke fanden, hielten wir die Anlage vorerst für ein Brandgrab. Erst später ergab dann die Untersuchung der Knochenreste, daß es sich dabei zum Großteil um Schweineknochen handelte, sodaß

sich diese Annahme nicht als haltbar erwies [10]). Der von mir erstellte genaue Grabungsplan der Wohngrube 2 war nach dem Tod von Dir. Anton Schultes und der Übersiedlung des Heimatmuseums in neue Räume nicht mehr auffindbar.

Das Fundmaterial von der Hochstetten gelangte z. T. in das Hohenauer Heimatmuseum, z. T. in das NÖ. Landesmuseum. Das Inventar eines der Körpergräber des 9. Jhdts. n. Ch. G. erliegt in der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien, der Skelettrest in der Anthropologischen Abteilung desselben Institutes.



Hohenau, N.Ö. Situationsplan auf der Hochstetten. Entwurf A. Schultes (1950).

III. Fundbeschreibung.

a) Grube 1.

Randstück eines Henkeltopfes. Dunkelbrauner, feiner Ton. Mundsaum waagrecht abgeschnitten, daran englichtiger breiter Bandhenkel angesetzt und auf schwach ausgeprägter Schulter endigend. Wand mit breiten tiefen Senkrechtrillen versehen.

Henkelbreite 2,7 cm. Inv.Nr. 9416. (Abb. 1/1)

Randstück eines ähnlichen Topfes. Ziemlich feiner Ton, Oberfläche rauh, Innenfläche glatt. 3 cm breiter Bandhenkel vom Mundsaum zur schwachen Schulter führend.

Randstück eines Topfes. Dunkelbrauner, ziemlich feiner Ton, Oberfläche gelbbraun, geschlickert. Leicht verdickter Mundsaum stark ausladend, niederer Hals, auf der Schulter zwei eng nebeneinander stehende Knöpfe. Schulterstück eines Gefäßes. Dunkelbrauner Ton, Oberfläche gelbbraun geschlickert, glatt. Auf ihr Reste von zwei weit voneinander abstehenden breiten, jedoch seichten Rillen.

Schulterstück einer Amphore mit Schulterrinne. Dunkelbrauner Ton. Oberfläche glatt.

Wand-Bodenstück eines Gefäßes. Dunhelbrauner, wenig feiner Ton. Standfläche gut abgesetzt. Auf der Wand Reste einer anscheinend in weiten Dreiecken angeordneten Rillenverzierung.

Zahlreiche Bruchstücke von grober Keramik ohne nähere Formenbestimmung. (Inv.Nr. 9422)

Hüttenlehmbruchstücke mit Resten von Flechtwerk.

Tierknochen von Rind und Schwein.

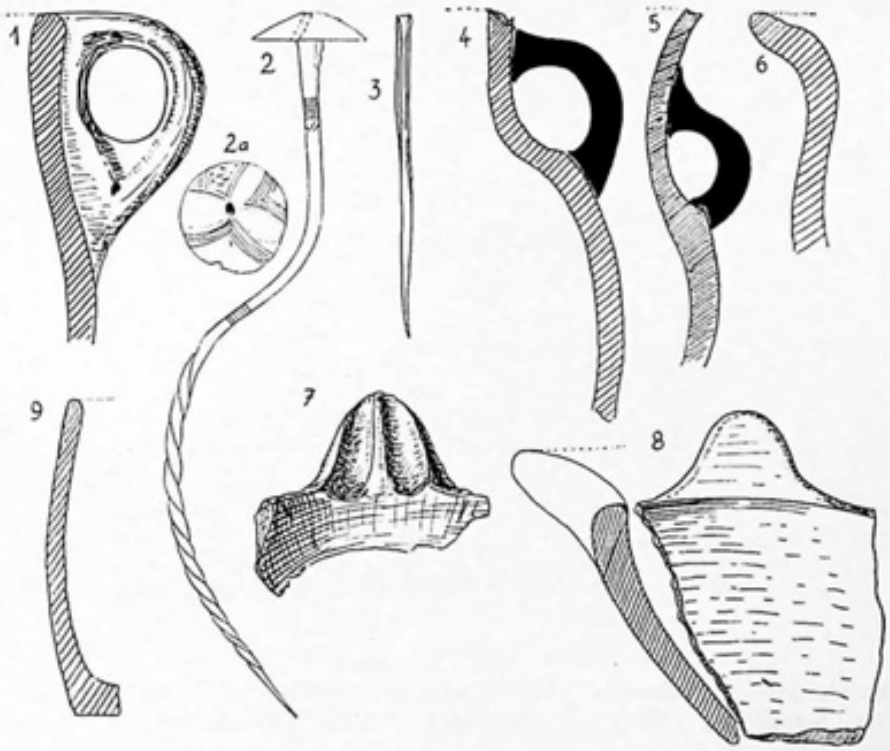


Abb. 1. Hohenau, N.Ö. 1: Grube 1; 2—9: Grube 2. ½ n. Gr.

b) Grube 2.

Sichelnadel, Bronze, Schalenguß mit Naht auf der Unterseite des Kopfes. Kopf flach konisch, in der Mitte gegen Schaftansatz fast senkrecht gelocht. Runder Schaft zuerst gerade, dann abgebogen tordiert und sichelartig geformt. Auf der Kopfaußenfläche Rosettenmuster, auf dem geraden Schaftteil sieben waagrechte Linien, darunter eine Reihe Zickzacklinie, nach der Abwickelung vor der Torsion wieder sieben querstehende Linien. Kopf: Dm. 2,4 : 2,6 cm, Höhe 0,7 cm. Schaftdicke 0,4 cm, ganze Länge 18,6 cm. (Abb. 1/2) Spektralanalytisch untersucht.

Pfriemen, Bronze. Ein Ende spitz, das andere breit, mit sehr schmaler Schneide (?). L. 7,6 cm, D. und Br. 0,3 cm. (Abb. 1/3) .

Kleine Gußklumpen, Bronze, L. 2,8 × 3,3 cm; D. 1 cm. Spektralanalytisch untersucht.

Wandstück einer großen Amphore. Grober graubrauner Ton. Oberfläche glatt. Annähernd zylindrischer Hals, Schulter leicht durch eine Rille abgesetzt. Vom Hals zur Schulter unterhalb der Rille breiter englichtiger Bandhenkel. (Abb. 1/4).

Wandstück einer Amphore. Feiner grauer Ton, innen dunkelbraun, Hals leicht konisch gegen den Mundsaum zu erweitert, auf der Schulter umlaufende Rille. Vom Hals zur Schulter kleiner englichtiger Bandhenkel. (Abb. 1/5).

Randstück eines Topfes. Wenig feiner, gelbbrauner Ton, Oberfläche rauh, innen glatt. Mundsaum leicht ausladend, an einer Stelle mit schwach wegstehendem Lappen versehen. (Abb. 1/6).

Lappen einer Schale. Wenig feiner dunkelbrauner Ton. Lappen vom Mundsaum fast waagrecht abstehend. Oberfläche mit zwei tiefen Rinnen versehen. Lappenbreite 3,5 cm, L. 2,7 cm. (Abb. 1/7).

Randstück einer konischen Schale mit dreieckigem, abstehendem Lappen. Feiner schokoladebrauner Ton, geglättet. Lappenbreite 3 cm, L. 2,4 cm. (Abb. 1/8).

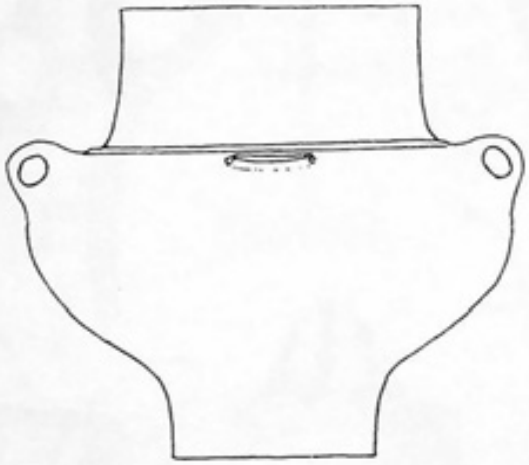


Abb. 2. Hohenau, N.Ö. Grube 3.

Bruchstück einer Zylindertasse. Feiner, gelbbraungeschlickerter Ton. Mundsaum waagrecht abgeschnitten, Standfläche scharf winkelig von der Wand abgeschnitten. Wand leicht konvex geschwungen. (Abb. 1/9).

Randstück eines Topfes. Dunkelbrauner Ton, Oberfläche gerauht, innen sehr glatt. Mundsaum waagrecht abgeschnitten, bis 2,5 cm darunter außen gut geglättet. Spur einer Henkelansatzstelle. (Inv.Nr. 9420).

2 Randstücke von großen Töpfen. Graubrauner bis hellgelbbrauner Ton. Oberfläche rauh, innen glatt. Mundsaum kräftig ausladend.

Randstücke eines Topfes. Ziemlich feiner hellgelbbrauner Ton. Oberfläche rauh, innen glatt. Reste einer kräftigen Fingertupfenleiste.

Zahlreiche Bruchstücke ohne nähere Formbestimmung. (Inv.Nr. 9421).

Tierknochenreste, darunter auch Pferd. (Inv.Nr. 4917).

Schalen von Unio.

c) Grube 3.

Amphore. Sehr feiner, hellgelbbrauner Ton. Oberfläche gut geglättet. Standfläche leicht fußförmig abgesetzt. Bauch geqeurscht mit breiter Schulter, darauf umlaufende Rille. Zylindrischer Hals, Mundsaum waagrecht abgeschnitten. Gegenständig zwei kleine englichtige Bandhenkel auf der Schulter, zwischen ihnen auf der Schulter gegenständig zwei niedere Tonleisten von 4,4 cm Länge. Sonst unverziert. H. 21 cm, Stfl. 9,4 cm, Mdm. 13 cm, Bdm. 22,2 cm. (Abb. 2). (Museum Hohenau).

Inhalt der Amphore: Knochenreste, verbrannt von Schwein und Rind (?) (Inv.Nr. 9415).

Rand- und Wandstücke eines sehr großen Topfes. Dunkelbrauner, wenig feiner Ton. Oberfläche absichtlich fingerstrichgerauht, innen glatt. Niederer Hals leicht konisch ausladend, Mundsaum dick, schief von innen nach außen abgeschnitten. Beim Halsansatz breite kräftige Tonleiste mit sehr regelmäßig ausgeführten Fingereindrücken. An zwei Randstücken je ein kleiner sehr enger Bandhenkel von der Fingertupfenleiste zur Wand führend. (Inv.Nr. 9419).

IV. Fundauswertung.

Die in der Grube 1 angetroffenen Reste von Hüttenlehm erweisen die Verbindung mit einer Siedlungsanlage. Ob die Grube selbst als der letzte Rest einer Grubenwohnung anzusprechen ist, wird mangels entsprechender Nachweise von Konstruktionsresten im Boden kaum mehr zu entscheiden sein. Doch könnte der erhaltene Durchmesser von rund 4 m von jeder Grube auf eine richtige Wohnanlage deuten. Durch die Zerstörung, die der Panzergraben bewirkt hatte, war auch eine genauere Profilaufnahme der Anlagen nicht mehr möglich gewesen. Doch muß man froh sein, daß wenigstens die Anlagen erkannt und das darin gelegene Fundgut geborgen wurde.

Die in Grube 3 am Nordrand der Parzelle 2639/1 angetroffene Grube enthielt bloß die ganz erhaltene Amphore, Bruchstücke eines großen Gefäßes und in der Amphore selbst einige gebrannte Tierknochen. Da man die Knochen anfänglich als menschliches Knochenklein ansprach, entstand die Meinung, es mit einem Brandgrab zu tun zu haben. In diesem Sinne gab F. Hampl bereits 1950 einen kurzen Vorbericht [11]), in dem er die Amphore der vorgeschrittenen Mittelbronzezeit zuwies. Doch muß demgegenüber betont werden, daß hier kein Grab vorliegt, eine klare Deutung des Befundes aber nicht möglich ist. Vielleicht wird man gerade im Zusammenhang mit den gebrannten Tierknochen an ein Opferdepot denken dürfen, ohne allerdings dafür eine ausreichende, quellenmäßig belegte Grundlage zu besitzen [12]). Ein systematisches Durchsuchen der Parzelle zwischen Panzergraben und Straße wäre angebracht, da anzunehmen ist, daß die beiden Gruben und dieses einzeln in den Boden gestellte Gefäß nicht die einzigen Anzeichen für eine wohl größere Siedlungsanlage darstellen. Möglicherweise würde bei einer solchen Großaufdeckung auch ein Anhaltspunkt für die Deutung der Gefäßniederlegung gefunden werden. Denn es ist kaum anzunehmen, daß die beiden punktförmigen Aufschlüsse ohne engeren Zusammenhang sind oder überhaupt nicht zusammengehören.

Eine solche Annahme wird schon durch die Keramik widerlegt. Vor allem dadurch, daß die Grube 2 Reste von jener Amphorenform ergeben hat, wie sie durch das ganz erhaltene Stück belegt erscheint. Kennzeichnend für sie ist der gedrungene, fast zusammengedrückte Bauchteil, die gut mit Hilfe einer Rille abgesetzte Schulter und dann noch zusätzlich der fußförmig abgesetzte Standflächenteil, eine

bis jetzt noch kaum beobachtete Erscheinung. Daran aber, daß diese kugeligen Amphoren auf die mehr schlanken, hohen zweihenkeligen Gefäße der Aunjetitzform zurückgehen, wird man nicht zweifeln können. Diese Amphorenform zählt sowohl zu den kennzeichnenden Erscheinungen von Böheimkirchen wie von Witterau, Böheimkirchen selbst hat sogar eine Amphore mit einem ähnlich abgesetzten Fußteil ergeben [13]). Die Gleichzeitigkeit von Grubenmaterial und Amphorendeposition wird also durch diese formenkundlichen Übereinstimmungen erwiesen.

Von Witterau und von Böheimkirchen wissen wir, daß mit solchen Amphoren stets eine Reihe anderer kennzeichnender Gefäßformen verbunden ist. Am aufschlußreichsten dafür ist im Hohenauer Zusammenhang das Bruchstück einer Zylindertasse, die entweder mit glatter oder mit Füßen versehener Standfläche immer wieder nachzuweisen ist. Dort, wo durch Bronzen chronologisch fixierbare Aunjetitzer Grabkeramit vorliegt, dürften sie fehlen, wie z. B. in den beiden von F. Scheibenreiter veröffentlichten Gräberfeldern von Roggendorf (Steinleiten und Kirchenbergheide) bei Eggenburg [14]). Es ist anzunehmen, daß diese zylindrische Tasse eine Leitform für die beginnende Mittelbronzezeit darstellt, die auch durch die beiden in Hohenau gefundenen Schalen mit abstehendem Lappenhenkel angedeutet wird. Beide Stücke sprechen nicht für frühe Bronzezeit (im Sinne der Stufe A_2), sondern sind später anzusetzen und könnten mit der Lappenhenkelbildung als Vorläufer der in der ausgeprägten mittleren Bronzezeit so beliebten Lappenbildung an Schalen aufgefaßt werden. Der übrige keramische Bestand, wie der Henkeltopf oder die Reste großer Töpfe mit Rauhung der Oberfläche, ist zu wenig kennzeichnend, um näher erörtert zu werden. Jedenfalls gibt es nichts, das die Zuweisung der beiden Grubenanlagen und des Topfdepots in die beginnende Mittelbronzezeit widerlegen würde.

Hingegen ist dafür die Sichelnadel entscheidend. Sie ist, wie schon K. Willvonseder ausführlich gezeigt hat, eine kennzeichnende Leitform der Stufe B_1 seiner Terminologie, bzw. des Sichelnadelhorizontes, wie man diese Zeit in Verbindung mit den gleichzeitigen Bronzeformen (frühes Absatzbeil, frühe profilierte Armspirale, früher dicker Armring) noch nennen kann. Das Entstehungszentrum der in dieser Zeit benützten Objekte dürfte allem Anschein nach in der westlichen Slovakei zu suchen sein. Jedenfalls datieren diese Nadeln die jüngere Mad'arovce-Form [15]), gleichzeitig aber auch jene Erscheinungen, die R. Pittioni 1954 als Typus Mistelbach-Regelsbrunn zusammengefaßt [16]) hat.

Diese Nadel wurde schon vor einiger Zeit spektrographisch untersucht [17]). Im Zuge der Bearbeitung des vorliegenden Fundstoffes fand sich auch noch ein kleines Stück Rohmetall, das auf Grund seiner spektrographisch erfaßten elementmäßigen Zusammensetzung als Bronze anzusprechen ist. Im Einzelnen zeigt die Analyse folgende Werte:

Cu	Sn	Ag	As	Fe	Mn	Ni	Pb	Sb	Zn	Bi	Cr	Au	Co
HM	++	+	+	+	?	+	Sp	+	—	?	Sp	Sp	—

Das gleichzeitige Vorkommen von Nadel und Rohstoff in Siedlungszusammenhang könnte darauf hinweisen, daß man die Sichelnadel am Fundort erzeugt hat. Das Fundmaterial von Hohenau ist zwar seinem Umfang nach verhältnismäßig bescheiden, aber gerade durch die Verbindung mit der relativchronologisch so aussagekräftigen Sichelnadel ein wertvoller Anhaltspunkt für die zeitliche Einordnung einer keramischen Formung, deren Werden noch eingehender Untersuchungen bedarf. An der Tatsache, daß in Niederösterreich während der Bronzezeit A_2 die vollausgeprägte Aunjetitzer Form im Norden der Donau und die voll ausgeprägte Unterwölblinger Form im Süden der Donau vorhanden ist, kann man nicht vorüberkommen. Jener Horizont, der durch die schief gelochte Kugelkopfnadel ausgezeichnet ist, kennt noch keine der für die Bronzezeit B_1 kennzeichnenden Formen. Das ist durch die große Materialsammlung von F. Scheibenreiter [18]) klar geworden. Erst mit dem Beginne der Bronzezeit B, da auch in der Nadelformung eine neue Orientierung festzustellen ist (Kegelkopfnadel mit verdicktem und quergelochtem Hals und kleeblattförmigem Querschnitt des Schaftes), beginnt auch im keramischen Bereich die Neugestaltung in jener Richtung, die K. Tihelka in Mähren als Witterauer Kultur umschreibt, in der Slovakei nach A. Točik als jüngere Mad'arovce-Form anzusprechen ist und im nö. Bereich als Böheimkirchen sowie als Mistelbach-Regelsbrunn zusammengefaßt wurde. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, an Hand des Hohenauer Materiales die Problematik aufzurollen, die mit diesem Neu- und Umformungsprozeß verbunden ist. Das wird erst möglich sein, wenn das in Niederösterreich vorhandene Material aus dieser Zeit aufgenommen und bearbeitet sein wird. Doch wird auch das Ergebnis der neuen Untersuchungen in den slovakischen Siedlungen der Mad'arovce-Form abzuwarten sein, um zur Frage des gegenseitigen Verhältnisses von Mad'arovce-Witterau-Böheimkirchen-Mistelbach/Regelsbrunn Stellung nehmen zu können. Von unserer Sicht aus scheint die Auffassung von K. Tihelka, wonach sein Witterau auf Aunjetizer Bronzezeit-A_2-Basis durch Mad'arovce-Infiltration entstanden ist, durchaus annehmbar — vor allem solange nicht gezeigt wird, daß sein Witterau schon in der Bronzezeit A_2 vorhanden ist und damit parallel zum älteren Mad'arovce zu stellen wäre. Allerdings glauben wir, daß ein solcher Beweis kaum zu erbringen sein wird, da Mad'arovce in seiner älteren Ausprägung Bronzezeit A_2 entspricht und in dieser Zeit bestenfalls Kontakte zwischen der Aunjetitzer und der Mad'arovce-Provinz bestanden, aber kein Überlagern der ersten durch die zweite stattgefunden hat. Im übrigen wäre es sehr verdienstvoll, wenn die slovakische Forschung — vielleicht A. Točik als Wortführer in der bisherigen Diskussion — die für die verschiedenen Phasen der westslovakischen Mad'arovce-Form kennzeichnenden Gefäßformen und Metalltypen zusammenstellte, um nach den vielen Andeutungen in der Literatur eine feste Basis für weiter zu ziehende Vergleiche zu gewinnen. Denn daß das große Gebiet von Mähren über Niederösterreich und die Slovakei während der Bronzezeit B_1 eine völlig einheitliche Kulturform gehabt haben sollte, ist kaum anzunehmen. Die angekündigte Věteřov-Monographie von K. Tihelka wird uns dann für das benachbarte Mähren die entsprechenden Aufschlüsse vermitteln, während für uns in

Niederösterreich noch eine entsprechende Sichtung und Ordnung des Quellenmateriales bevorstehen. Sie mit den vorstehenden kurzen Ausführungen anzuregen, ist mit ein Grund für die Vorlage des Fundmateriales aus Hohenau an der March.

Anmerkungen.

[1]) K. Willvonseder, Die mittlere Bronzezeit in Österreich, I., 1937, S. 287.

[2]) R. Pittioni, Urgeschichte des österr. Raumes, 1954, S. 373 f.

[3]) K. Tihelka, Der Vêterov-(Witterauer-)Typus in Mähren, Kommission für das Äneolithikum und die ältere Bronzezeit, Nitra 1958.

[4]) A. Točik, Bemerkungen zur Problematik der älteren mittleren Bronzezeit, a. a. O. — Derselbe, Bericht über die Ausgrabungen auf Zámeček in Nitriansky Hrádok, vormals Malý Várad, Bezirk Šurany, Ausgrabungen der Jahre 1948—1958, a. a. O. — Derselbe, Die ältere mittlere Bronzezeit in der Südwestslowakei, Referáty o pracovných výsledkoch československ, archeológov za rok 1955, II. Liblice, 1956, S. 45 ff.

[5]) R. Pittioni, Zur zeitlichen Stellung der bronzezeitlichen Siedlung in Böheimkirchen, NÖ. ArchA. 13, 1953, S. 119 f.

[6]) Derselbe, Zum Erzeugungsgebiet der bronzezeitlichen Sichelnadeln, ArchA.-Beiheft 3, 1958, S. 70 ff., Anm. 18.

[7]) Derselbe, Anm. 2, S. 382 ff.

[8]) Vgl. Anm. 6.

[9]) R. Pittioni, Urzeitlicher Bergbau auf Kupfererz und Spurenanalyse, ArchA.-Beiheft 1, 1957, Anal. Nr. 484 ff.

[10]) Der von H. Mitscha-Märheim erstellte genaue Grabungsplan der Wohngrube 2 war nach dem Tode von Dir. Anton Schultes und der Übersiedlung des Heimatmuseums in neue Räume nicht mehr auffindbar.

[11]) F. Hampl, Brandgrab bei Hohenau, ein Fund aus der mittleren Bronzezeit, Kulturberichte aus NÖ., 1950, Nr. 5, S. 19.

[12]) Von keramischen Depots berichtet A. Točik, Anm. 4, Nitriansky Hrádok.

[13]) NÖ. Landesmuseum.

[14]) F. Scheibenreiter, Das Aunjetitzer Gräberfeld Steinleiten in Roggendorf, N.Ö., ArchA. 23, 1958, S. 51 ff. — Derselbe. Das Aunjetitzer Gräberfeld Kirchenbergheide in Roggendorf, N.Ö., a. a. O., 25, 1959, S. 74 ff.

[15]) A. Točik, Anm. 4, Problematik.

[16]) R. Pittioni, Anm. 2, S. 359 f.

[17]) Derselbe, Anm. 6.

[18]) Unveröffentlichte Dissertation, Univ. Wien.

Mittelbronzezeitliche Grabfunde aus Maiersch und Theras, N. Ö.

Von Friedrich Berg, Horn.

Mit 8 Abbildungen.

Das überaus reiche urgeschichtliche Fundgut aus dem östlichen Waldviertel wird zum größten Teil von den bekannten Heimatmuseen des Bezirkes Horn, dem Krahuletz-Museum und dem Höbarth-Museum, verwahrt. Die früher naturgemäß gegebene Rivalität zwischen diesen beiden verwandten Institutionen hat sich in den letzten Jahren, nicht zuletzt als Folge der Bestellung von beamteten Museumsleitern, in eine ersprießliche Zusammenarbeit verwandelt. Insbesondere hat die genaue Abgrenzung der Arbeitsgebiete, die von beiden Museen peinlichst respektiert wird, zur Beseitigung von Reibungsflächen beigetragen. Die vorliegende Publikation zweier gleichartiger Fundkomplexe aus den benachbarten Sammlungen soll auch nach außen hin das derzeit herrschende gute Einvernehmen zwischen Krahuletz- und Höbarth-Museum dokumentieren.

Die Veröffentlichung der Hügelgräber von Theras durch den Verfasser war bereits 1951, anläßlich der Bearbeitung eines anderen Postens aus dem Eggenburger Museum [1]), vereinbart worden, damals jedoch infolge Terminschwierigkeiten nicht mehr zustande gekommen. Nunmehr gelangte im Zuge der Neuordnung der urgeschichtlichen Abteilung des Höbarth-Museums ein mittelbronzezeitliches Material aus Maiersch zur Untersuchung. Dabei zeigten sich engste Zusammenhänge mit Theras, weshalb beide Bestände gemeinsam behandelt wurden.

Die Theraser Hügelgräber hat die damalige Kustodin des Krahuletz-Museums, Angela Stifft-Gottlieb, im Jahr 1939 ausgegraben. Der vorhandene Fundbericht gibt leider, trotz seines großen Umfangs, nicht erschöpfend Auskunft über die Fundumstände. Schlimmer noch ist es um Maiersch bestellt. Es handelt sich um ein ungestört gehobenes Grab und einige weitere, zerstörte Gräber, deren Beigaben Josef Höbarth 1936 und 1938 bergen konnte. Die Nachrichten darüber sind jedoch so kärglich und widerspruchsvoll, daß man damit praktisch nichts anfangen, ja nicht einmal mehr die Fundstelle genau lokalisieren kann.

Die Existenz von Hügelgräbern in der Nähe von Theras wird in der Literatur mehrmals erwähnt [2]). Die Ausgrabung von A. Stifft-Gottlieb scheint jedoch m. W. nirgends auf. Über Maiersch gibt es kurze Notizen in „Fundberichte aus Öster-

reich" [3]), „Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit" [4]) und in Höbarths „Lebenserinnerungen" [5]). Im Folgenden werden Fundgeschichte, Fundbericht und Fundmaterial für beide Orte getrennt dargestellt, während für die Auswertung beide Komplexe zusammengefaßt werden.

A. Maiersch, Ger.-Bez. Horn.

I. Fundort.

Wie bereits erwähnt, sind die Nachrichten über das Gräberfeld von Maiersch so spärlich, daß die genaue Lage der Fundstelle im Gelände heute nicht mehr eruierbar ist. In den Fundberichten aus Österreich erwähnt Höbarth zwei Mal die Ried „Hausgarteln". Bei den Funden von 1938 heißt es außerdem, daß sie vom Acker des Josef Angerer stammen. Im Inventarbuch des Höbarth-Museums ist verzeichnet, daß Grab 2 im Jahr 1936 auf dem Hofbauer-Acker gefunden wurde. Nun gibt es in der Ried „Hausgarteln" zwar einen Angerer-Acker, jedoch heißt dessen Besitzer nicht Josef. Hofbauer-Acker existiert dort aber überhaupt keiner.

Eine Nachfrage beim Wirtschaftsbesitzer Leopold Führer in Maiersch, einem langjährigen, treuen Mitarbeiter von J. Höbarth, ergab, daß die Fundstelle gar nicht in der Ried „Hausgarteln" liegt, sondern auf den nördlich anschließenden Äckern, die keine eigene Flurbezeichnung tragen. L. Führer erinnert sich noch genau an die Grabung im Jahr 1936 und glaubt auch, die Fundstelle mit Sicherheit angeben zu können.

Am nördlichen Ortsausgang von Maiersch steht, rechts neben der Straße Maiersch—Kotzendorf, ein Marterl. Ungefähr 140 m nordöstlich desselben, auf einer sanften Bodenwelle, sollen sich die mittelbronzezeitlichen Gräber befunden haben. L. Führer gibt das Nordende der Parzelle Nr. 621 an, deren Eigentümer Leopold und Maria Angerer, Maiersch Nr. 2, sind. Er erinnert sich auch noch, daß die Gräber mit Steinen zugedeckt gewesen sind. Tatsächlich liegen heute noch an Ort und Stelle einige größere Steinbrocken, die vielleicht von weiteren Gräbern stammen.

II. Fundgeschichte und Fundbericht.

Auch dieser Abschnitt leidet unter der Dürftigkeit von J. Höbarth's Angaben. Fest steht nur, daß die beiden ersten Gräber im Jahr 1936, die übrigen 1938, anscheinend bei Geländebegehungen, entdeckt worden sind. Unversehrt hat J. Höbarth nur Grab 1 angetroffen, die anderen Bestattungen sind alle durch den Pflug zerstört gewesen. Anscheinend handelt es sich ausnahmslos um Körpergräber, da nur von Skelettresten, nicht aber von Leichenbrand die Rede ist. Spuren von letzterem wären dem geübten Auge des Finders bestimmt nicht entgangen. Über den Grabbau existieren keinerlei Angaben Höbarths, doch erinnert sich L. Führer, daß die Bestattungen „ziemlich tief" lagen und von „einer ganzen Menge Steine" überdeckt waren. Da sich die Gräber in unmittelbarer Ortsnähe, in einem sicher seit dem Mittelalter kultivierten Gebiet befinden, kann heute die Frage „Hügelgrab oder Flachgrab?" kaum mehr beantwortet werden. Bei einer exakt durchgeführten Grabung hätte man aller-

dings vielleicht noch entsprechende Beobachtungen machen können. Zur Ausstattung des ersten Grabes bemerkt J. Höbarth in seinen „Lebenserinnerungen" nur: „Die vier Finger jeder Hand des Skelettes waren mit je einem Brillenring, daneben ein Ring ohne Brillenverzierung besteckt, also zwei Brillenringe und zwei einfache an jeder Hand, leider nicht alle acht ganz erhalten." Diese Beschreibung kann aber nicht stimmen, denn im Museum befinden sich fünf Brillen- und drei einfache Ringe.

Schließlich erhebt sich noch die Frage nach der Anzahl der Bestattungen. In der Museumsvitrine sind die Beigaben auf insgesamt acht Gräber aufgeteilt, während in den Fundberichten nur von vieren die Rede ist. Einwandfrei gesichert erscheinen Grab 1 und 2 vom Jahr 1936, deren Beigaben auch getrennt inventarisiert sind. Im Bericht über die (nicht inventarisierten) Funde von 1938 werden zwei zerstörte Gräber genannt, die sichergestellten Objekte sind jedoch im Museum mit den Grabnummern 3 bis 8 versehen. Man gewinnt den Eindruck, J. Höbarth habe die Grabzusammenhänge erst nachträglich konstruiert. Unter diesen Umständen bleibt nichts anderes übrig, als Grab 1 und 2 getrennt, alles weitere aber als „Funde ohne Grabzusammenhang" zu behandeln.

III. Fundmaterial [6]).

Grab 1.

1. Petschaftkopfnadel (Inv.Nr. 469) aus grün patinierter Bronze. Langer, gerader Schaft, etwas verdickter Hals, kleiner, flacher Kopf mit Randleisten auf der Ober- und Unterseite. An der Halsverdickung eine Gruppe umlaufender Rillen, die durch Schrägstriche oben und unten gesäumt ist. Unter dem Kopf ebenfalls einige Querrillen, die nur am unteren Rand einen Saum von Schrägstrichen tragen. Die Randleisten am Kopf sind durch Schrägstriche gekerbt, der Rand selbst ist gerundet und mit einem Leitermuster, bestehend aus zwei umlaufenden Rillen mit dazwischenliegenden senkrechten Strichen, verziert. L. 281, Dm. des Kopfes 10 (Abb. 1/1).

2. Fingerring (nicht inv.) mit Spiralscheiben, aus dunkelgrün patiniertem Bronzedraht mit quadratischem Querschnitt (stellenweise flach gehämmert). Dm. 24,5, Dm. der Spiralscheiben 20.

3. Fingerring (Inv.Nr. 470) mit Spiralscheiben, aus stellenweise grün patiniertem Bronzedraht mit rundem Querschnitt, Ring selbst flach ausgehämmert. Dm. 21, Dm der Spiralscheiben 24,5 (Abb. 1/2).

4. Fingerring (nicht inv.) wie Nr. 3, Ring nicht ausgehämmert. Dm. 20,5, Dm. der Spiralscheiben 19 bzw. 19,5.

5. Fingerring (nicht inv.) wie Nr. 3, in vier Teile zerbrochen. Dm. wegen Bruch nicht feststellbar, Dm. der Spiralscheiben 23,5 bzw. 24,5.

6. Fingerring (nicht inv.) wie Nr. 3, in drei Teile zerbrochen, ein Teil des Ringes fehlt. Dm. der Spiralsch. 16.5 bzw. 18.

7. Fingerreif (nicht inv.) aus einem breiten Bronzeblechband mit stellenweise hell- bis dunkelgrün patinierter Oberfläche. Enden stark übereinandergreifend, Außenseite horizontal schwach gerillt, Innenseite glatt. Dm. 20, Br. 9 (Abb. 1/4).

8. Fingerreif (nicht inv.) wie Nr. 7, Enden kaum übereinander greifend. Dm. 23, Br. 9 (Abb. 1/5).

9. Fingerreif (nicht inv.) wie Nr. 7, in vier Teile zerbrochen. Dm. nicht mehr feststellbar, Br. 10.

10. Armband (nicht inv.) aus Bronze mit fleckenweise grün patinierter Oberfläche. Auf der Außenseite drei horizontale Rippen umlaufend, die an den Enden einige schwache

Querkerben tragen, Innenseite glatt, Enden verjüngt und am Schluß stollenförmig verbreitert. Dm. 59, Br. 11, Br. der Endstollen 10 (Abb. 1/8).

11. Griffzungenmesser (Inv.Nr. 471) aus hell- bis dunkelgrün patinierter Bronze. Geschwungene Klinge, gerade Griffzunge mit stollenförmig verdicktem Abschluß. Griffzunge auf der Vorderseite von Randleisten eingefaßt, deren obere sich über den ganzen Klingenrücken bis zur Spitze zieht. Rückseite bis auf verdickten Zungenabschluß völlig glatt. L. 137, Br. 20 (Abb. 1/6).

12. Bronzeblech (Inv.Nr. 472), kalottenförmig, mit zwei gegenständigen Durchlochungen am Rand. Dm. 24, H. 17. Verschollen!

13. Kugelige Perle (Inv.Nr. 473) aus hellblauem Glasfluß, mit Schlitzen versehen, in die eine gelbbraune Masse (Bernstein?) eingelagert ist. Verschollen!

14. Durchbohrte Bernsteinperle (Inv.Nr. 474). Dm. 15. Verschollen!

15. Zwei scheibenförmige Bernsteinperlen (Inv.Nr. 475). Dm. 31. Verschollen! [7]).



Abb. 1. Maiersch, N.Ö. 1—9: Grab 1; 10—12: Grab 2. Phot. Bundesdenkmalamt.

16. Mondsichelförmiges Knochenobjekt (Inv.Nr. 467) mit stark verwitterter Oberfläche (Canidenzahn?). L. 38, Br. 9,5.

17. Eberhauer (Inv.Nr. 477) an einer Stelle durch Kupferlösungen grün gefärbt. L. 139, Br. 35.

18. Schüssel (Inv.Nr. 478) aus Ton mit verhm. glatter, schwarzbrauner Oberfläche. Etwas abgesetzte Standfläche, verkehrt-konischer, leicht nach außen gebauchter Körper, gerade abgeschnittener Rand mit vier kreuzständigen Auslappungen. Knapp unter dem Rand englichtiger Bandhenkel. Stfl. 104, Mdm. 249, H. 85, Hb. 17 (Abb. 1/9).

19. Zylinderhalstöpfchen (Inv.Nr. 479) aus Ton mit gut geglätteter, schwarzbrauner Oberfläche. Fußförmig abgesetzte Standfläche, annähernd doppelkonischer Bauch, gut abgesetzter, nach oben sich etwas verengender Zylinderhals mit gerade abgeschnittenem Rand. Unter dem Halsansatz zwei gegenständige Ösenhenkel, kreuzständig dazu je eine Warze. Auf dem Bauchumbruch jeweils unter den Henkeln bzw. Warzen vier senkrecht durchbohrte Buckel, über jedem halbkreisförmiges, konzentrisches Linienmuster, das bis zum Halsansatz reicht. Unter dem Halsansatz einfache Linie und darunter Kornstichreihe umlaufend. Auf der oberen Bauchhälfte in den durch die halbkreisförmigen Linienbündel gebildeten hängenden Dreiecken vier kleine, ovale Eindrücke. Fuß mit umlaufenden Schrägkerben verziert. Stfl. 60, Bdm. (ohne Buckel) 130, Mdm. 81, H. 129 (Abb. 1/7).

20. Henkeltöpfchen (Inv.Nr. 480) aus Ton mit brauner, gut geglätteter Oberfläche (Innenseite stark versintert). Gut ausgeprägte Standfläche, hoher, faßförmiger Körper, kleiner Schulterabsatz, niedriger, schwach konischer Hals, kaum ausladender Rand. Vom Rand zur Schulter Bandhenkel, der oben etwas eingesattelt ist, gegenüber unter der Schulter kleine Warze und kreuzständig dazu ebenfalls je eine Warze. Stfl. 60, Bdm. 112, Mdm. 115, H. 110, Hbr. 22 (Abb. 1/3).

21. Skelettreste (nicht inv.), und zwar Unterkiefer, geringe Oberkiefer- und Schädelreste sowie Hand eines weiblichen, adulten Individuums im Alter von ca. 20 Jahren. Kinn und Hand durch Kupferlösungen grün gefärbt [8]).

Grab 2.

22. Henkelschale (Inv.Nr. 481) aus Ton mit glatter, bräunlicher Oberfläche. Kleiner Omphalos als Standfläche, kalottenförmiger Körper mit etwas eingezogener Schulter, gut abgesetzter, niedriger, konischer Hals mit schwach ausladendem Rand. Vom Rand zur Schulter leicht gequetschter Stabhenkel, der über dem Rand senkrecht aufgezipfelt ist. Stfl. 25, Bdm. 117,5, Mdm. 124, H. 68, Hbr. 11 (Abb. 1/12).

23. Zwei Fingerspiralringe (Inv.Nr. 482) aus doppelt gelegtem, dünnem, im Querschnitt rundem Golddraht. Dm. ca. 16 (Abb. 1/10, 11).

Funde ohne Grabzusammenhang (nicht inv.).

24. Schüssel mit vier anthropomorphen Füßen aus Ton mit glatter, schwarzbrauner Oberfläche. Flach-kalottenförmiger Gefäßkörper mit dickem, schräg nach außen abgeschnittenem Mundsaum, auf zwei Paar mit den Fußspitzen einander abgekehrten, anthropomorphen Füßen sitzend. L. der Füße 65,5, H. der Füße ca. 60, Mdm. 310, H. 122 (Abb. 2/1).

25. Zylinderhalstöpfchen aus Ton mit glatter, dunkel-graubrauner Oberfläche. Niedriger, konischer Fuß mit nach oben gewölbter Standfläche, gequetscht-kugeliger Gefäßkörper, gut abgesetzter Zylinderhals mit gerade abgeschnittenem Rand. Unter dem Halsansatz zwei gegenständige Ösenhenkel, kreuzständig dazu zwei Warzen. Vom Halsansatz bis über den Bauchumbruch senkrechte, breite Kanneluren. Stfl. 51, Bdm. 126, Mdm. 89, H. 130 (Abb. 3/1).

26. Napf aus Ton mit verhm. glatter, dunkelbrauner Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, konischer Gefäßkörper mit etwas nach außen gebauchter Wand, ganz schwach ausladender Rand mit vier kreuzständigen Auslappungen. Ca. 20 mm unter dem Rand englichtiger Bandhenkel. Stfl. 80, Mdm. 204, H. 110, Hbr. 15,5 (Abb. 3/2).

27. Henkeltäßchen aus Ton, mit etwas rauher, schwarzbrauner Oberfläche. Außenseite anscheinend ursprünglich mit heller, polierter Schlickerauflage versehen, von der jedoch nur mehr einige Flecken erhalten sind. Schlecht ausgeprägte, annähernd ovale Standfläche, kalottenförmiger Körper mit stärker eingezogener Schulter, niedriger, etwas nach innen geschwungener, zylindrischer Hals mit gerade abgeschnittenem Rand. Vom Rand zur Schulter englichtiger Bandhenkel. Der Rand trägt beiderseits vom Henkelansatz je einen senkrechten Zipfel. Vier Warzen sitzen annähernd kreuzständig auf dem Bauchumbruch. Stfl. 27, Bdm. 77, Mdm. 66,5, H. 63, Hbr. 17 (Abb. 3/4).



Abb. 2. Maiersch, N.Ö. Funde ohne Grabzusammenhang. Phot. Bundesdenkmalamt.

28. Zylinderhalstöpfchen aus Ton mit rauher, fast schwarzer, stellenweise hell gefleckter Oberfläche. Form und Verzierung genau wie Nr. 25. Stfl. 45, Bdm. 115, Mdm. 78, H. 130. (Abb. 2/4).

29. Schüssel aus Ton mit verhm. glatter, dunkelbrauner Oberfläche. Kalottenförmiger Gefäßkörper ohne ausgeprägte Standfläche, Rand gerade abgeschnitten und mit vier kreuzständigen, etwas nach außen gewölbten Auslappungen versehen. 25 mm unter dem Rand englichtiger Bandhenkel angesetzt. Mdm. 232, H. ca. 85, Hbr. 21,5 (Abb. 3/7).



Abb. 3. Maiersch, N.Ö. Funde ohne Grabzusammenhang. Phot. Bundesdenkmalamt.

30. Dolchklinge aus Bronze, Oberfläche fleckenweise hell- bzw. dunkelgrün patiniert. Trapezförmige Griffplatte mit zwei Nieten, gerade Klinge mit Mittelgrat auf beiden Seiten, Schneiden ganz schwach nach außen geschwungen. L. 121, Br. 29 (Abb. 2/2).

31. Henkelnäpfchen aus Ton mit rauher, graubrauner Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, verkehrt-konischer Körper, schwach ausladender Rand. Vom Rand zur Wandmitte englichtiger, ein wenig hochgezogener Bandhenkel. Mdm. 71, H. 41, Hbr. 11 (Abb. 2/3).

32. Schüssel aus Ton mit glatter, außen hell-, innen dunkelgraubrauner Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, verkehrt-konischer Körper, gerade abgeschnittener Rand mit vier kreuzständigen, schwachen Lappen. 25 mm unter dem Rand englichtiger Bandhenkel angesetzt. Stfl. 85, Mdm. 280, H. 96, Hbr. 19,5.

33. Schüssel aus Ton mit glatter, dunkelbrauner Oberfläche. Gut ausgeprägte, etwas abgesetzte Standfläche, verkehrt-konischer Körper mit etwas nach außen geschwungener Wand, ausladender, innen einfach gekanteter Mundsaum mit vier kreuzständigen Auslappungen. 25 mm unter dem Mundsaum ganz englichtiger Bandhenkel. Stfl. 105, Mdm. 312, H. 110, Hbr. 17 (Abb. 3/3).

34. Napf aus Ton mit verhm. glatter, dunkelbrauner, hell gefleckter Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, verkehrt-glockenförmiger Körper mit schräg nach außen abgeschnittenem Rand. Englichtiger Bandhenkel 18 mm unter dem Rand angesetzt. Stfl. 109, Mdm. 188, H. 132. Hbr. 12 (Abb. 3/6).

35. Schüssel aus Ton mit rauher, hell- bis dunkelbraun gefleckter Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, konischer Körper, Wand im oberen Teil etwas nach außen gebaucht, gerade abgeschnittener Rand mit vier kreuzständigen Auslappungen. Knapp unter dem Rand englichtiger Bandhenkel. Stfl. 94, Mdm. 245,5, H. 93, Hbr. 19 (Abb. 3/5).

36. Zylinderhalstöpfchen genau wie Nr. 25. Stfl. 50,5, Bdm. 117, Mdm. 79, H. 128.

Wie bereits im vorhergehenden Kapitel erwähnt, hat J. Höbarth die Funde ohne Grabzusammenhang (Nr. 24—36) anscheinend willkürlich sechs verschiedenen Gräbern zugewiesen. Der Vollständigkeit halber sei diese Aufteilung hier angeführt: Grab 3 Nr. 24, Grab 4 Nr. 25 und 26, Grab 5 Nr. 27—29, Grab 6 Nr. 30—32, Grab 7 Nr. 33 und 34, Grab 8 Nr. 35 und 36.

B) Theras, Ger.-Bez. Eggenburg.

I. Fundort.

Nordöstlich des Eisenbahnknotenpunktes Sigmundsherberg, pol. Bez. Horn, erstreckt sich ein ausgedehntes Waldgebiet, das vom Pulkau-Bach durchflossen wird. Nach dem mitten darin liegenden Schloß Therasburg trägt es den Namen Therasburger Wald. In seinem Ostzipfel, dessen Grenze im Süden und Osten der Pulkau-Bach, im Westen die Straße Missingdorf—Theras und im Norden ein namenloses Gerinne bildet, gibt es eine Flur „Quadenhügel". Ungefähr 500 m nordöstlich der an der Pulkau gelegenen Heumühle befinden sich hier, im Hochwald und teils auch versteckt im Gebüsch, zwölf Hügel. Vier davon, die nördlich von einem Waldweg auf einer West-Ost ziehenden, leichten Bodenwelle aufgeschüttet sind, fallen besonders ins Auge.

Die Flur „Quadenhügel" gehört zur Gemeinde Theras, trägt die Parz.Nr. 2.236 und ist Eigentum der Grafen Anton und Carlo Attems, Schloß Therasburg.

mit nur geringen Holzkohlenspuren. Dm. N—S 8,50 m, O—W 6,30 m. Am nordöstlichen Rand des Aschenovals längliche, in leichtem Bogen verlaufende Steinsetzung. An deren Ostende sorgfältig mit Steinen umgeben bzw. bedeckt ziemlich viel Leichenbrand, vermengt mit Stückchen gebrannter Erde. Die zarten Knochenreste deuten auf ein Kinderskelett hin. Westlich anschließend mehrere verstreut stehende Tongefäße und ein dünnes Bronzeringlein, dazwischen vereinzelte Steine.

Im Südteil des Aschenovals weitere verstreute Keramikbeigaben, dazwischen größere Steine und wiederum Bröcklein rotgebrannter Erde sowie eine Bronzenadel. Gefäße jeweils auf kleinen Flächen eng aneinander gefügter Steine aufgestellt.

Kinder-Brandgrab. Bröckchen rotgebrannter Erde stammten, wie sich später herausstellte, aus einer Brandgrube im Hügel V.

Hügel V.

Dm. N—S 10,50 m, O—W 9,50 m, H. 1,25 m.

Merkwürdiger, auf Grund der Aufzeichnungen der Ausgräberin nur schwer deutbarer Grabungsbefund.

Im Ostteil des Hügels auf dem alten Humusboden annähernd ovale, starke Holzkohlenschicht mit Asche, Dm. N—S 7,50 m, O—W 3 m. An deren Rändern von N über O nach S zwei Tongefäße, eine Feuerstein- und eine Bronzepfeilspitze sowie zwei Steine. Bei letzteren besonders viele große Holzkohlestücke. Spuren einer Bestattung nicht feststellbar.

Etwa 0,20 m darüber gleich orientierte zweite Holzkohlenschicht mit Asche und rotgebrannten Erdklümpchen, Dm. N—S 7,30 m, O—W 3 m. Am SO-Rand derselben Schüssel mit Leichenbrand von starken Röhrenknochen und Bronzenadel, weiters unregelmäßig auf der ganzen Fläche verteilt Bronzen und Keramik. Am W-Rand der Holzkohlenlage zwei stark vermoderte menschliche Unterschenkel und Füße.

Ca. 0,35 m höher dritte ovale Aschenschicht mit Holzkohle und gebrannter Erde, welche die beiden ersten nur mit ihrer NO-Hälfte überlagert. Dm. SW—NO 7,20 m, SO—NW 3,20 m. Inmitten dieser Schichte sehr schlecht erhaltene Reste eines menschlichen Oberkörpers mit beiden Armen. Rundum verstreut Keramik, Bronzen und zwei Steinbeile sowie etliche vereinzelte Steine. Am NW-Rand etwas Leichenbrand von zarten Knochen.

Am Nordrand des Hügels, wo alle drei Brandschichten einander überlagern, sind sie von einer ovalen Grube durchschnitten, die bis in den alten Humusboden hinunterreicht. Dm. O—W 1,80 m, N—S 1 m, Tiefe 0,70 m. Die Füllung der deutlich sich abzeichnenden Grube besteht aus rotgebrannter Erde, die drei Holzkohlenhorizonte sind jedoch auch in der Grube ausgeprägt. Im mittleren Horizont ist noch eine Lage verkohlter Holzprügel bemerkbar.

Am westlichen Hügelrand, außerhalb der Aschenschichten, ein einzelner, großer Stein. Im SO knapp außerhalb des Hügels neolithisches Scherbennest.

Hügel V enthielt also drei Holzkohlenhorizonte. Im unteren lagen nur Beigaben, im mittleren neben den Beigaben auch menschliche Unterschenkel- und Fußknochen sowie Leichenbrand von starken Röhrenknochen, im oberen wiederum Beigaben, ein wenig Leichenbrand und Wirbelsäule, Rippen und Armknochen eines Skeletts. Weder Schädel noch Becken noch Oberschenkel waren zu finden. Die Skeletteile aus der mittleren und oberen Schicht ergänzen einander offensichtlich, so daß wir es hier wohl mit einer etappenweisen Bestattung zu tun haben. Die fehlenden Oberschenkel dürften im Leichenbrand der mittleren Schicht zu suchen sein, während Schädel und Becken entweder vergangen sind — was im Hinblick auf den schlechten Erhaltungszustand der übrigen Knochen nicht verwunderlich wäre — oder aber anderwärts beigesetzt worden sind. Letzteres ist, zumindest hinsichtlich des Schädels, eher anzunehmen, da die Zähne sowohl im Boden als auch bei einer eventuellen Verbrennung sicherlich besser als die übrigen Skelettreste erhalten geblieben wären.

Der Leichenbrand mit den zarten Knochenresten in der oberen Schicht gehört nach Ansicht der Ausgräberin zur Bestattung im Hügel IV. Möglicherweise ist das Kind aus diesem Hügel

Hügel I.

Dm. O—W 15 m, N—S 12 m, H. 1,50 m.

Im westlichen Teil des Hügels, auf der alten Erdoberfläche, rundliche, ca. 2 cm dicke Aschenschichte mit 5,5—6 m Durchmesser. Darauf unregelmäßig verstreut Bronze- und Keramikbeigaben. Am Nordrand der Aschenschichte menschliches Skelett in 2 m langer, sorgfältig errichteter Steinkiste, Orientierung NNO—SSW, Kopf N, Blick nach O. Rückenlage, Beine leicht angezogen, rechtes Wadenbein, Hände und Füße fehlen (Wadenbein und Füße finden sich 1,80 m östlich des Schädels). Weitere Bronzen und Keramik in der Steinkiste. Südlich davon in kurzem Abstand gleichorientierte, 1,40 m lange, ganz schmale Steinsetzung.

Etwa 0,35 m über der ersten eine zweite, etwas kleinere Aschenfläche mit viel Holzkohlen. Darauf neben Bronze- und Metallbeigaben menschliche Skelettreste, bestehend aus Hinterhaupt, südlich anschließenden Armen sowie schwachen Andeutungen von Wirbelsäule und Rippen. An beiden Handgelenken je ein Armreif, am linken außerdem Brandspuren (!). Übrige Skeletteile anscheinend vergangen (keine näheren Angaben im Fundbericht).

Der Hügel hatte somit zwei Skelette enthalten. Dem ersten fehlten die Hände, das zweite war so schlecht erhalten, daß keine näheren Beobachtungen möglich waren.

Hügel II.

Dm. NW—SO 12,20 m, NO—SW 10,20 m, H. 1,20 m.

Im Westteil des Hügels auf dem alten Humusboden rundliche, ca. 2 cm dicke Aschenschichte mit viel Holzkohle, Dm. 4,50 m. An deren Südrand Hockerskelett in Rechtslage, W—O orientiert, L. 1,50 m; der Schädel, der rechte Unterarm, der linke Ober- und Unterarm und das Schulterblatt, ein Teil der Wirbelsäule und etliche Rippen fehlen. Auf den Füßen große Schüssel, darin Fußknochen und Schulterblatt von Schwein, daneben ein Krüglein. Im Nordteil der Aschenlage weitere Keramikbeigaben sowie menschliche Bein- und Fußknochen und einige Rippen und Wirbel, letztere offenbar zum Hockerskelett gehörend. Am Westrand der Aschenschichte einzelne Steine sowie eine kleine Steinsetzung, unter der aber nichts gefunden wird. Schädel und rechter Unterarm des Skeletts finden sich ungefähr 0,75 m über der Aschenschichte.

Der Hügel hatte also ein zerteiltes Skelett, dem der linke Arm und das linke Schulterblatt fehlten, und Extremitätenteile eines zweiten Skeletts enthalten.

Hügel III.

Dm. W—O 13,20 m, N—S 10,30 m, H. 1,25 m.

Im Südwestteil des Hügels auf dem alten Humusboden Aschenschichte mit viel Holzkohle, Dm. 3,50 m. Auf deren Westteil zwei übereinanderliegende Kinderskelette in Hockerstellung [10]), SO—NW orientiert, Köpfe im SO. Oberes, größeres Kind in Rechtslage, Blick nach unten zum Schädel des kleineren, linkseitig liegenden Kindes, das dem oberen Kind zugewendet und von diesem z. T. verdeckt ist. Hände und Füße des oberen Kindes sowie Füße des unteren Kindes fehlen. Wadenbein eines Kindes etwa 0,50 m vom Fußende der beiden Skelette entfernt, dazwischen Keramikbeigaben. Neben den Skeletten einzelne Steine. Am Unterarm des unteren Kindes bronzener Armring.

Etwa 0,70 m über dem Ostrand der ersten ganz schwach ausgeprägte zweite Aschenschichte, Dm. N—S 3 m, O—W 1,70 m. Im Nordteil derselben Skelett eines Erwachsenen, N—S orientiert, Kopf im N; wegen geringer Tiefe sehr schlecht erhalten. Beim Fußende zwei Tongefäße.

Doppelbestattung zweier Kinder, denen beiden die Füße sowie einem auch noch die Hände fehlten. Darüber sehr schlecht erhaltene Nachbestattung eines Erwachsenen.

Hügel IV.

Annähernd kreisrund, Dm 12,5 m, H. 1,05 m.

Fast in der Mitte, nur etwas nach SW verschoben, ovaler Fleck von weißlicher, feiner Asche

II. Fundgeschichte und Fundbericht [9]).

In der Zeit vor dem ersten Weltkrieg war beim Aushacken einer Waldschneise, im Volksmund „Allee" genannt, einer der ursprünglich dreizehn „Quadenhügel" zerstört worden. Forstarbeiter erinnerten sich 1939 noch daran, damals eine ganze Schwinge voll Scherben weggeworfen zu haben. Einige vollständig erhaltene Gefäße und bronzene Armringe sollen in ein Wiener Museum eingeliefert worden sein. Sie sind leider heute nicht mehr auffindbar.

Fünf weitere Grabhügel konnte Angela Stifft-Gottlieb dank des Entgegenkommens des Grafen Attems im Jahr 1939 ausgraben. Sie trugen teilweise Bäume, deren Schlägerung unstatthaft war, da Lücken im Hochwald gefährliche Angriffsmöglichkeiten für Windrisse bieten. Die Untersuchung gestaltete sich infolgedessen verhältnismäßig schwierig. Die Hügel wurden stufenförmig abgegraben, wobei sich „in mindestens sechs Durchschnitten ein Profil und ungefähr alle 20 cm eine Draufsicht auf die Aufschüttung" ergab. Die Vermessungsergebnisse der einzelnen Hügel liegen nur in relativ unübersichtlichen Skizzen der Ausgräberin vor, die wahrscheinlich erst später ins Reine gebracht hätten werden sollen. Dazu ist es jedoch nicht mehr gekommen, weshalb hier von einer Reproduktion Abstand genommen wird. Auch die angefertigten Photos zeigen nicht genug, um ihre Wiedergabe rechtfertigen zu können. Das Hauptgewicht wird daher auf die Beschreibung des Grabungsbefundes gelegt. Die verwirrenden Aufzeichnungen A. Stifft-Gottliebs machen aber auch dieses Vorhaben nicht leicht.

Die Hügel waren durchwegs oval bis kreisrund, hatten Durchmesser von 10—15 m und Höhen von 1—1,5 m. Das Material zur Aufschüttung dürfte an Ort und Stelle gewonnen worden sein, wie heute noch erkennbare Mulden zwischen den Hügeln vermuten lassen. Es besteht aus „sandigem Lehm, stark vermischt mit vielen kleinen Quarz- und Gneisstücken und spärlich durchsetzt mit Lengyelscherben und gebrochenen Steinwerkzeugen". Holzeinbauten bzw. nach einem bestimmten Schema errichtete Steinlagen waren nicht vorhanden. Vorgeherrscht hat die Körperbestattung, doch ist auch Brandbestattung nachgewiesen. Eine Leiche dürfte sogar zum Teil verbrannt, zum Teil begraben worden sein. Auch Leichenzerstückelung scheint vorgenommen worden zu sein.

Bezüglich der Innenausstattung der Gräber bemerkt A. Stifft-Gottlieb noch: „In den Hügeln war deutlich zu beobachten, daß vor der Bestattung auf der Oberfläche ein großes Feuer gebrannt haben mußte, vielleicht eine Art Kult- oder Reinigungsfeuer. Asche und Holzkohle wurden dann auf runder Fläche auseinandergestrichen ... Auf die Aschenfläche wurden die Skelette (wohl die Körper gemeint! Anm. d. Verf.) aufgelegt, die Gefäße gestellt, und zwar meist auf einem oder mehreren eng zusammengefügten Steinen als Unterlage, und die Steinsetzungen errichtet. Über den Bestattungen, die wohl vermutlich zugedeckt waren, wurden dann die Erdhügel aufgetürmt. In den Hügeln I—III wurde eine zweite, höher gelegene Zubestattung vorgenommen."

in der Brandgrube von Hügel V eingeäschert worden. Damit kommen wir noch zur Frage nach der Bedeutung dieser Grube.

A. Stifft-Gottlieb verwendet zwar ständig die Bezeichnung „Grube", es scheint jedoch, es habe sich gar nicht um eine solche gehandelt. Aus der umständlichen Beschreibung und zwei Profilskizzen gewinnt man vielmehr den Eindruck, daß an der Stelle der „Grube" übereinander drei große Holzfeuer gebrannt haben, deren Asche- und Holzkohlereste jeweils auf eine größere, ovale Fläche auseinandergestreut worden sind. Zwischen den einzelnen Feuern hat man den ganzen Hügel immer um einige Dezimeter höher aufgeschüttet. An der Feuerstelle ist die aufgeschüttete Erde durch die Hitzeeinwirkung jedesmal rot gebrannt worden. Da die drei Feuer immer am gleichen Fleck gebrannt haben, hat sich bei der Freilegung der Eindruck einer Brandgrube ergeben. Die Zweckbestimmung der Feuer ist allerdings nicht klar ersichtlich. Wohl scheint in der oberen Schicht ein Kind verbrannt worden zu sein (beigesetzt im Hügel IV) und in der mittleren Schicht sind vielleicht Teile eines Erwachsenen verbrannt worden. Es haben aber auch die Hügel I—III Aschenschichten enthalten, ohne daß nur die geringste Spur einer Brandbestattung festzustellen gewesen ist.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß im Hügel V drei Brandschichten vorhanden waren. Die untere Schicht enthielt nur Beigaben, die mittlere und obere neben diesen auch Skeletteile eines Erwachsenen, dessen Beisetzung anscheinend in zwei Etappen erfolgt war und dessen Schädel und Becken überhaupt fehlten. Außerdem enthielt der Hügel eine Verbrennungsstelle, auf der sowohl Körperteile des im Hügel selbst Beigesetzten als auch das im Nachbarhügel Nr. IV begrabene Kind verbrannt worden sein dürften.

III. Fundmaterial [11]).

Hügel I.

Enthielt laut Verzeichnis von A. Stifft-Gottlieb 15 Gefäße, 7 Armreifen und 1 „Bronzeringerl mit Spirale".

Bestattung 1.

15.100 [12]). Stabförmiger Armreif aus Bronze, dunkelgrün patiniert. Querschnitt rundoval, Enden etwas verjüngt. Als Verzierung 5 Gruppen von Querstrichen. Dm. 60, Br. 4,5.

15.101. Henkelkanne aus Ton mit geglätteter, hell- bis schwarzbraun gefleckter Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, gequetscht-kugeliger Bauch, deutlich abgesetzter, trichterförmiger, etwas geschwungener, hoher Hals mit ausladendem Rand. Vom Rand zum Halsansatz breiter, weitlichtiger Bandhenkel. Am Bauchumbruch vier kreuzständige, kegelförmige Buckel mit kreisrunder Rillenumrahmung. Knapp unter dem Halsansatz umlaufende Reihe schräger Kornstiche. Stfl. 48, Bdm. 102, Mdm 104, H. 115, Hbr. 18 (Abb. 4/1).

15.102. Henkelkanne wie Nr. 15.101, nur Oberfläche gleichmäßig schwarzbraun, Rand beim Henkelansatz eingesattelt, keine Kornstichverzierung, Buckel nicht umrandet. Stfl. 60, Bdm. 114, Mdm. 111, H. 127, Hbr. 20 (Abb. 4/4).

15.103. Schüssel aus Ton mit gut geglätteter, braun bis schwarz gefleckter Oberfläche. Etwas abgesetzte Standfläche, verkehrt-konischer, leicht gebauchter Körper, gerade abgeschnittener Rand mit 5 schwach angedeuteten Auslappungen. Vom Rand abwärts englichtiger Bandhenkel, der an der oberen Ansatzstelle gezipfelt bzw. stark eingesattelt ist. Stfl. 105, Mdm. 265, H. 105, Hbr. 21 (Abb. 4/6).

15.108. Stabförmiger Armreif aus Bronze, dunkelgrün patiniert. Querschnitt spitzoval. Enden etwas verdickt. An der Außenseite sieben Gruppen von Querstrichen. Dm 64, Br. 5 (Abb. 4/2).

15.109. Stabförmiger Armreif wie Nr. 15.108. Enden etwas verjüngt und gerade abgeschnitten. Sechs Gruppen von Querstrichen. Dm. 62, Br. 5.

15.110. Stabförmiger Armreif wie Nr. 15.108. Querschnitt annähernd kreisrund. Unverziert. Dm. 62, Br. 4.

15.111. Henkelkanne, ähnlich Nr. 15.101. Oberfläche geglättet, braungefleckt. Standfläche etwas abgesetzt, Hals und Bauch gleich hoch, Oberfläche unverziert. Stfl. 62, Bdm. 108, Mdm. 95, H. 113, Hbr. 20 (Abb. 4/7).



Abb. 4. Theras, N.Ö. Hügel I. 1—9: Bestattung 1; 10—12: Bestattung 2.
Phot. Bundesdenkmalamt.

15.112. Zylinderhalstöpfchen aus Ton mit glatter, brauner bis schwarzer Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, gequetscht-kugeliger Gefäßkörper, gut abgesetzter Zylinderhals mit gerade abgeschnittenem Rand. Vom Halsansatz abwärts zwei gegenständige Ösenhenkel, kreuzständig dazu zwei Warzen. Am Bauchumbruch vier kreuzständige Buckel. Stfl. 44, Bdm. 96, Mdm. 70, H. 97 (Abb. 4/8).

15.113. Schüssel aus Ton mit glatter, braun gefleckter Oberfläche. Gut abgesetzte Standfläche, breit-konischer, leicht gebauchter Gefäßkörper, niedrige Halskehle, ausladender, innen einfach gekanteter Mundsaum mit vier kreuzständigen Auslappungen. Knapp unter der Halskehle englichtiger Bandhenkel. Stfl. 83, Mdm. 283, H. 123, Hbr. 15 (Abb. 4/9).

15.114. Bruchstücke einer großen Schüssel aus Ton mit breitem Bandhenkel. Verschollen! [13])



Abb. 5. Theras, N.Ö. Hügel II. Phot. Bundesdenkmalamt.

15.115. Armreif aus vierkantigem, stellenweise flachgehämmertem Bronzedraht, dunkelgrün patiniert. Ein Ende in eine Spiralscheibe auslaufend, das andere zu einem Haken gebogen. Dm. 42, Dm. der Spiralscheibe 20 (Abb. 4/5).

15.116. Mundsaumfragment eines Tongefäßes unbestimmbarer Form.

15.167. Fingerspiralring aus Bronzedraht mit halbkreisförmigem Querschnitt, hellgrün patiniert. Dm. 20, Br. 22 (Abb. 4/3).

Bestattung 2.

15.104. Henkelkanne wie Nr. 15.102. Oberfläche glatt, hell- bis dunkelbraun gefleckt. Standfläche wulstförmig abgesetzt, Rand stark ausgebrochen, Henkel fehlt. Stfl. 68, Bdm. 123, Mdm. nicht feststellbar, H. 145.

15.105. „Krüglein", vollständig zerstört. Verschollen!

15.106. Schüssel aus Ton mit hell- bis dunkelbraun gefleckter Außenseite, Innenseite graubraun. Etwas abgesetzte Standfläche, kalottenförmiger Körper, gerade abgeschnittener Rand mit vier kreuzständigen Lappen. Unter dem Rand englichtiger Bandhenkel angesetzt. Stfl. 95, Mdm. 247, H. 78, Hbr. 23 (Abb. 4/10).

15.107. Bruchstücke von zwei Gefäßen, darunter „Krüglein" mit trichterförmigem Hals und Bandhenkel. Verschollen!

15.159. Armreif aus Bronze, dunkelgrün patiniert. Innenseite flach, Außenseite gewölbt mit schwachem Mittelgrat. Ein Ende verjüngt, das andere stollenförmig verbreitert. Unverziert. Dm. 60, Br. 17 (Abb. 4/11).

15.160. Armreif wie Nr. 15.159. Dm. 63, Br. 15 (Abb. 4/12).

Hügel II.

Enthielt laut Verzeichnis von A. Stifft-Gottlieb 4 oder 5 Gefäße.

15.117. Zylinderhalstöpfchen (Fragment) aus Ton. Wulstförmig abgesetzte Standfläche, gequetscht-kugeliger Körper, hoher, zylindrischer Hals mit gerade abgeschnittenem Rand. Verschollen! (Beschreibung nach Photo) (Abb. 5/2).

15.118. Schüssel aus Ton mit gut geglätteter Außenseite und rauher Innenseite, braun bis schwarz gefleckt. Form wie Nr. 15.113, nur ohne Halskehlung und mit fünf Auslappungen am Mundsaum. Stfl. 97, Mdm. 342, H. 132, Hbr. 20 (Abb. 5/1).

15.119. Schüssel aus Ton mit gut geglätteter, hellbrauner, dunkel gefleckter Oberfläche. Form ähnlich Nr. 15.118, nur flacher und breiter. Am Mundsaum nur vier kreuzständige Auslappungen. Stfl. 115, Mdm. 400, H. 107, Hbr. 25 (Abb. 5/2).

15.120. Bruchstücke eines großen Tongefäßes mit bauchigem Unterteil, abgesetztem Hals und breitem Bandhenkel. Die gut geglättete und graphitierte Oberfläche ist mit breiten Kanneluren versehen, die schräg von links nach rechts verlaufen. Verschollen!

15.121. Mehrere unbedeutende Scherben, darunter ein Wandstück, wahrscheinlich von einem „Krüglein". Verschollen!

Hügel III.

Enthielt laut Verzeichnis von A. Stifft-Gottlieb 7 Gefäße (im Inventarverzeichnis sind jedoch 8 angeführt!).

Hauptbestattung.

15.122. Henkelkanne aus mittelfeinem Ton mit graubraun geschlickerter, stark versinterter Oberfläche. Form wie Nr. 15.101, als Verzierung senkrechte Kerben am Rand der Standfläche und waagrechte Kornstiche unter dem Halsansatz umlaufend. Stfl. 60, Bdm. 103, Mdm. 95, H. 125, Hbr. 22 (Abb. 6/1).

15.123. Napf aus Ton mit gut geglätteter, hell- bis dunkelbraun gefleckter, stellenweise versinterter Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, verkehrt-glockenförmiger Gefäßkörper mit gerade abgeschnittenem Rand. Von diesem zur Wandmitte etwas hochgezogener, oben eingesattelter, englichtiger Bandhenkel. An der Standflächenkante umlaufende Schrägkerben. Stfl. 62, Mdm. 136, H. 83, Hbr. 28 (Abb. 6/4).

15.124. Schüssel aus feinem Ton mit braunfleckig geschlickerter, gut geglätteter, stellenweise versinterter Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, flach-konischer Körper, etwas eingezogener Hals, waagrecht ausladender Mundsaum mit vier kreuzständigen Auslappungen. Unterhalb der Halskehlung senkrechter Grifflappen mit waagrechter Durchbohrung. Stfl. 80, Mdm. 244, H. 67 (Abb. 6/2).

15.125. Henkelschale aus mittelfeinem Ton mit bräunlich geschlickerter, geglätteter, ziemlich stark versinterter Oberfläche. Kalottenförmiger Unterteil mit Bodendelle, scharfer Schulterknick, niedriger, leicht trichterförmiger Hals mit gerade abgeschnittenem Rand. Vom Rand zur Schulter englichtiger Bandhenkel. Stfl. 45, Mdm. 137, H. 67, Hbr. 20 (Abb. 6/3).

15.126. Henkeltöpfchen aus Ton mit rauher, gelb- bis schwarz gefleckter Oberfläche. Große, gut ausgeprägte Standfläche, fast zylindrischer, nur leicht gebauchter Gefäßkörper, etwas eingezogener Hals mit ausladendem Mundsaum. Vom Mundsaum bis unter den Halsansatz breiter, oben etwas eingesattelter Bandhenkel. Stfl. 61, Mdm. 92, H. 95, Hbr. 19 (Abb. 6/6).

15.127. Henkelschale aus Ton mit rötlich-gelb-schwarz gefleckter, gut geglätteter

Oberfläche. Kalottenförmiger Körper mit hoher Bodendelle und gerade abgeschnittenem Rand. Von diesem abwärts englichtiger Bandhenkel. Stfl. 43, Mdm. 135, H. 61, Hbr. 18 (Abb. 6/5).

15.279. Armreif aus Bronze, hellgrün patiniert. Stabförmig, Querschnitt rund, Enden übereinanderliegend. Dm. 42, Br. 4.



Abb. 6. Theras, N.Ö. Hügel III. 1—6: Hauptbestattung; 7, 8: Nachbestattung. Phot. Bundesdenkmalamt.

Nachbestattung.

15.128. Zylinderhalstöpfchen aus grobem, steinchengemagertem Ton mit dunkelgrauer, hellbraun gefleckter, rauher Oberfläche. Gut ausgeprägte, fußförmig abgesetzte Standfläche, annähernd doppelkonischer Körper mit gerundetem Umbruch, zylindrischer Hals mit verschliffenem Ansatz und gerade abgeschnittenem Rand. Auf der Schulter zwei gegenständige, kleine Ösenhenkel. Unter dem Halsansatz waagrechte Kornstiche (inkrustiert?) umlaufend, auf der Schulter anscheinend konzentrische Kanneluren (nicht mehr genau erkennbar). Stark ergänzt! Stfl. 60, Bdm. 115, Mdm. 77, H. 119, Hbr. 8 (Abb. 6/8).

15.129. Füßchenschüssel aus Ton mit braun bis schwarz gefleckter, außen glatter, innen rauher Oberfläche. Flachkalottenförmiger Gefäßkörper mit nach innen verdicktem, waagrecht abgeschnittenem Mundsaum, auf vier etwas schräg nach außen stehenden, oben und unten verbreiterten, säulenförmigen Füßchen sitzend. Unterhalb des Mundsaums schräg abwärts stehender, englichtiger Bandhenkel. Mdm. 284, H. 92, H. der Füßchen ca. 45, Hbr. 20 (Abb. 6/7).

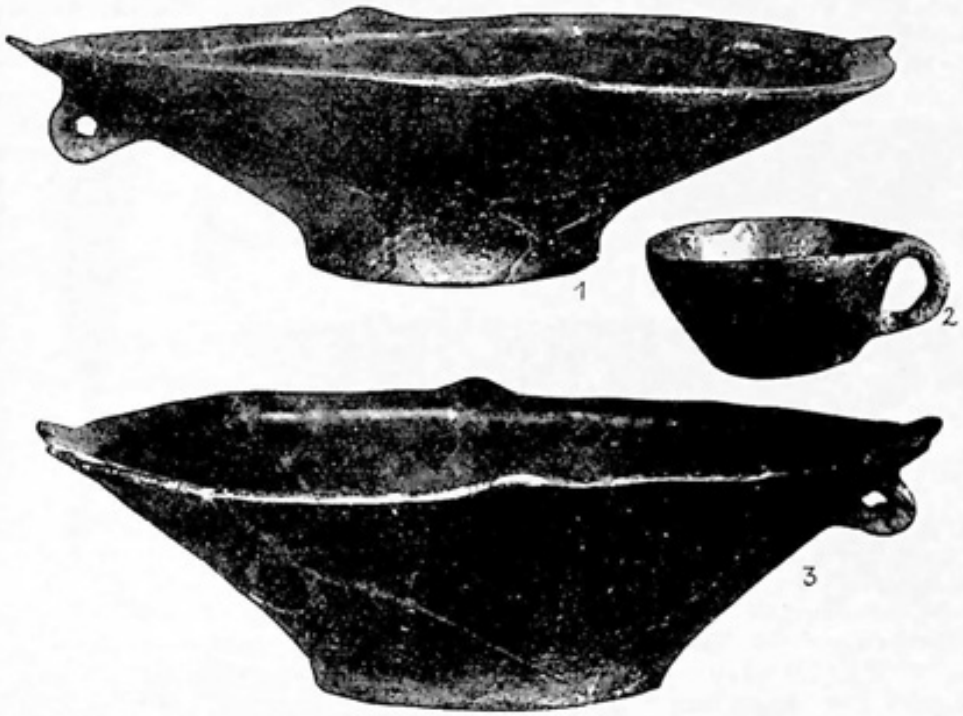


Abb. 7. Theras, N.Ö. Hügel IV. Phot. Bundesdenkmalamt.

Hügel IV.

Enthielt laut Verzeichnis von A. Stifft-Gottlieb insgesamt 7 Gefäße und 1 Nadel (wahrscheinlich Pfriemen gemeint!).

15.130. Pfriemen aus Bronze, hellgrün patiniert. Querschnitt quadratisch, beide Enden zugespitzt, eines etwas umgebogen. L. 62, D. 4.

15.131. Schüssel aus Ton mit dunkelgraubrauner, glatter Oberfläche. Standfläche fußförmig abgesetzt, flach-konischer Körper mit ganz gerader Wand, Mundsaum vierfach ge-

zipfelt, nach innen verdickt, schräg abfallend und einfach gekantet. Unterhalb eines Mundsaumlappens großer, waagrecht durchbohrter Ösenhenkel. Stfl. 103, Mdm. 317, H. 89, Hbr. 11 (Abb. 7/1).

15.132. Bruchstück eines „Krügleins" mit trichterförmigem Hals, den ein Bandhenkel überspannt. Verschollen!

15.133. Bruchstück einer Schale aus grobem, steinchengemagertem Ton mit rauher, braungelber Oberfläche. Fußförmig abgesetzte Standfläche, kalottenförmiger Körper mit eingezogenem Hals und stark ausladendem Mundsaum. (Beschreibung laut Inventar, im Original nur mehr 2 kleine Fragmente auffindbar.)

15.134. Bruchstücke eines Tongefäßes, dessen Form sich nicht mehr ermitteln läßt. Verschollen!

15.135. Bruchstücke einer Schale und einer Tasse. Verschollen!

15.136. Schüssel aus Ton mit dunkelgraubrauner, glatter Oberfläche. Form wie Nr. 15.131. Stfl. 101, Mdm. 257, H. 99, Hbr. 7 (Abb. 7/3).

15.137. Bruchstück eines (Henkel?-)Schälchens aus grobem Ton mit rotbrauner, rauher Oberfläche. Kalottenförmiger Körper ohne ausgeprägte Standfläche, niedriger, etwas abgesetzter, trichterförmiger, leicht geschwungener Hals mit gerade abgeschnittenem Rand. Ursprünglich wahrscheinlich Henkel vorhanden. Mdm. 94, H. 42.

15.138. Bruchstücke eines Tongefäßes unbestimmbarer Form. Verschollen!

15.139. Henkelschälchen aus Ton mit graphitierter, verhm. glatter Oberfläche. Schwach ausgeprägte Standfläche, konischer Körper mit leicht eingezogenem Rand. Von diesem bis knapp über die Standfläche weitlichtiger Bandhenkel. Stfl. 34, Mdm. 63, H. 41, Hbr. 9 (Abb. 7/2).

15.140. Acht unbestimmbare, kleine Gefäßfragmente.

15.171. Verschollen! (Im Inventarverzeichnis nichts vermerkt.)

Hügel V.

Enthielt laut Verzeichnis von A. Stifft-Gottlieb 12 oder 13 Gefäße, 1 Nadel, 1 Nadel ohne Kopf, 1 Pfeilspitze, 1 Dolch, 1 Armband, 1 „Bronzeherz" und 1 Armreif.

Untere Schicht.

15.145. Pfeilspitze aus Bronze, dunkelgrün patiniert. Spitze fehlt, Flügel dreieckig, beschädigt, Tülle wahrscheinlich bis zur Spitze durchlaufend. Erhaltene L. 27, erh. Br. 15 (Abb. 8/3).

15.165. Bruchstücke mehrerer Tongefäße, unter diesen anscheinend ein „Krüglein" mit Trichterhals und eine Schale oder Schüssel mit schmalem Bandhenkel. Verschollen!

15.170. Pfeilspitze aus hellgrauem, durchscheinendem Hornstein. Dreieckig, zweiflügelig, stark eingezogene Basis, Oberfläche sorgfältig retuschiert. L. 24, Br. 10,5 (Abb. 8/4).

Mittlere Schicht.

15.142. Petschaftkopfnadel aus Bronze, hell- bis dunkelgrün patiniert. Langer, runder, verhm. starker Schaft, geschwollener, quergerillter Hals, kleiner, flacher Kopf. L. 214,5, Dm. des Kopfes 13,5 (Abb. 8/1).

15.143. Nadelschaft aus Bronze, bläulichgrün patiniert. In 2 Teile zerbrochen. L. 129 und 42.

15.144. Bruchstücke einer großen Schüssel, die Leichenbrand enthalten hat. Verschollen!

15.147. Kleiner Bronzereif, grün patiniert. Unregelmäßiger Querschnitt, Enden spitz zulaufend. Dm. 36.

15.148. Tülle einer Pfeilspitze aus Bronze, hellgrün patiniert. L. 16,5, D. 6,5 (Abb. 8/8).

15.161. Verkehrt-herzförmiger, durchbrochener Anhänger aus Bronze, grün patiniert, mit Mittelstück. Hängeöse oder -haken fehlt. Schlechter Erhaltungszustand. Br. 35, H. 31 (Abb. 8/12).



Abb. 8. Theras, N.Ö. Hügel V. 3, 4: untere Schicht; 1, 5, 7, 8, 9, 12: mittlere Schicht; 6, 10, 11: Obere Schicht; 2, 13, 14: Schichtzugehörigkeit nicht mehr feststellbar. Phot. Bundesdenkmalamt.

15.162. Henkelkanne aus feinem, steinchengemagertem Ton mit roter bis grauer, rauher Oberfläche, darauf nicht mehr ganz erhaltene, gelbbraune, glatte Schlickerauflage. Annähernd sanduhrförmige Gestalt. Schwache Bodendelle; der leicht geschwungene Hals ist etwas höher als der Bauchteil, von diesem deutlich abgesetzt und hat einen ausladenden Rand. Vom Rand zum Halsansatz ganz wenig hochgezogener, weitlichtiger Bandhenkel. Am Bauch sitzen vier von ineinanderstehenden Dreiecken umgebene Buckel so tief, daß sie in die Standfläche übergehen und dieser eine fast quadratische Form verleihen. Stfl. ca. 40, Mdm. 67, H. 88, Hbr. 15 (Abb. 8/5).

15.163. Napf aus Ton mit rotbrauner, glatter Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, verkehrt-konischer Körper mit gerade abgeschnittenem Rand. Vom Rand abwärts etwas hochgezogener englichtiger Bandhenkel. Stfl. 83, Mdm. 180, H. 85, Hbr. 29 (Abb. 8/9).

15.174. Dolchklinge aus Bronze, hellgrün patiniert. Form der Griffplatte nicht mehr erkennbar, gerade Klinge mit Mittelrippe auf beiden Seiten, Schneiden ganz wenig konvex geschwungen. Ziemlich beschädigt! L. 88, Br. 23 (Abb. 8/7).

Obere Schicht.

15.149. Bruchstücke eines „Krügleins" mit trichterförmigem Hals, den ein Bandhenkel überspannt. Verschollen!

15.150. Bruchstücke einer Schüssel mit schmalem Bandhenkel. Verschollen!

15.151. Bruchstücke einer großen Schüssel mit fußartig abgesetzter Standfläche. Verschollen!

15.152. Bruchstücke eines Töpfchens mit zwei kleinen, gegenständigen Henkeln am Halsumbruch. Der Hals war vermutlich zylindrisch. Am Halsumbruch waagrecht umlaufende Kornstichreihen. Verschollen!

15.153. Armreif aus Bronze wie Nr. 15.100. Dm. 59, Br. 4,5 (Abb. 8/10).

15.154. Henkelkanne aus grobem Ton mit rauher, braun bis grau gefleckter Oberfläche. Form wie Nr. 15.101, nur Buckel ohne Umrahmung und keine Schrägstrichlein auf der Schulter. Ein Buckel beschädigt. Stfl. 60, Bdm. 127, Mdm. 115, H. 158, Hbr. 22 (Abb. 8/6).

15.155. Trichterförmige Schüssel aus grobem, steinchengemagertem Ton mit außen glatter, innen rauher, braungefleckter Oberfläche. Gut ausgeprägte Standfläche, verkehrtkonischer Körper mit gerade abgeschnittenem Rand. Vom Rand abwärts englichtiger Bandhenkel. Stfl. 90 Mdm. 261, H. 125, Hbr. 28 (Abb. 8/11).

15.168. Trapezförmiges Beil aus Grünstein. Unterseite flach, Oberseite gewölbt, Schneide und Nacken beschädigt. L. 93, Br. 54, D. 19.

15.169. Trapezförmiges Flachbeil aus Serpentin. Beide Seiten gewölbt, konvexe Schneide, schmaler, konvexer Nacken. L. 63, Br. 52, D. 22.

Schichtzugehörigkeit unbekannt.

15.146. Stabförmiger Armreif aus Bronze, grün patiniert. Querschnitt oval, allmählich sich verjüngende, übereinandergelegte Enden. Dm. 48, Br. 6 (Abb. 8/14).

15.156. Kalottenförmige Schüssel (Schale?) aus Ton. Niedriger, zylindrischer Fuß, schwach ausladender (verdickter?) Mundsaum. Stark ergänzt (?). Verschollen! (Beschreibung nach Photo.) (Abb. 8/13).

15.157. Bruchstücke verschiedener Tongefäße unbestimmbarer Form. Verschollen!

15.180. Petschaftkopfnadel aus Bronze, hellgrün patiniert. Kurzer, runder Schaft, alt gebrochen und zur Wiederverwendung zugespitzt. Schaft am Übergang zum Kopf allmählich anschwellend und hier mit parallelen, umlaufenden Linien verziert. Kopf linsenförmig. L. 66, Dm. des Kopfes 11 (Abb. 8/2).

Funde aus der Hügelaufschüttung außerhalb der Brandschichten.

15.158. Zehn Bruchstücke von neolithischen Tongefäßen unbestimmbarer Form aus typischem, grobem, steinchengemagertem Ton.

15.164. Bruchstücke mehrerer Tongefäße, größtenteils bandkeramisch. Hervorzuheben das Randstück eines Bombentopfes mit Fingernagelkerben. Verschollen!

15.166. Zahlreiche Bruchstücke verschiedener Tongefäße. Unter diesen offenkundlich bandkeramische Ware, z. B. Bruchstück eines Löffels (?) aus gelbbraunem Ton. Verschollen!

Funde knapp außerhalb des Hügels.

15.141. Bruchstücke, anscheinend von einer Schüssel. Verschollen!

Die Grabzusammenhänge sind heute nicht mehr eindeutig feststellbar, da Widersprüche zwischen den Aufzeichnungen von A. Stifft-Gottlieb und dem Inventarverzeichnis des Krahuletz-Museums bestehen. Im großen und ganzen dürfte die Zusammenstellung stimmen, aber auch eventuelle kleine Fehler können das Ergebnis der Untersuchung nicht wesentlich beeinflussen.

C. Auswertung.

1. Bemerkungen zum Grabbau.

Nach K. Willvonseder [14]) ist die charakteristische Bestattungsform in der mittleren Bronzezeit Österreichs das Hügelgrab. Daneben gibt es, in verhältnismäßig geringer Zahl, auch Flachgräber. Die Körperbestattung herrscht bei weitem vor, Leichenverbrennung ist nur in vereinzelten Fällen nachgewiesen. Bei den Hügelgräbern unterscheidet K. Willvonseder Grabhügel mit mantelartiger Steinsetzung (Typus I), Grabhügel mit Steinsatz an der Peripherie (Typus II) und Grabhügel mit Grabgrube (Typus III). Bei den Flachgräbern fehlt meistens eine Steinauskleidung bzw. ist ihr Vorhandensein aus den alten, oft mangelhaften Fundberichten nicht ersichtlich. Die wenigen Brandbestattungen sind Flachgräber ohne Steinsetzung. Inventarmäßig unterscheiden sich Hügel- und Flachgräber, Skelett- und Brandbestattungen innerhalb der einzelnen Kulturprovinzen nicht voneinander [15]).

Letzteres trifft auch für die Gräber von Maiersch und Theras zu, wohingegen diese hinsichtlich der Bestattungsform vollkommen aus dem Rahmen des bisher aus Österreich Bekannten fallen.

Wie bereits im Fundbericht über die Gräber von Maiersch erwähnt worden ist, dürften diese ausnahmslos Körperbestattungen enthalten haben. Der Grabbau zeigt mächtige Steinsetzungen in verhältnismäßig tiefen Gruben. Entsprechende Beobachtungen des Maierscher Bauern L. Führer hat auch ein anderer Freund von J. Höbarth, A. Gulder (Wien) bestätigt [16]). Wenn es sich nun von Haus aus um Flachgräber handelt — als solche haben sie sich jedenfalls den Ausgräbern präsentiert und auch Verf. konnte am Fundort keinerlei Spuren von Hügeln feststellen — so unterscheiden sie sich auffällig von den übrigen mittelbronzezeitlichen Flachgräbern des nördlichen Niederösterreich. Bei diesen ist nämlich, soweit man sich auf die Fundberichte verlassen kann, niemals von Steinen die Rede. Die Frage, ob in Maiersch nicht ursprünglich Hügel vorhanden gewesen sein können, ist daher naheliegend.

Anknüpfungspunkte wären am ehesten beim Grabhügel-Typus III nach K. Willvonseder zu suchen. Dessen Verbreitungsgebiet, das scharf von dem des Typus I und II abgegrenzt werden kann, ist Niederösterreich, Burgenland und Westungarn, also die

„mitteldanubische" Zone, in der auch unser Fundort liegt. Der Typus III zeigt neben muldenförmigen Grabgruben mitunter auch solche von größerer Tiefe, die mit Steinen ausgekleidet sind und über denen sich nur ein einfacher Erdhügel erhebt. Wenn wir uns über den Gräbern von Maiersch einen solchen vorstellen, haben wir ein Musterbeispiel des genannten Typus vor uns. Bedenkt man noch, daß die mittelbronzezeitlichen Grabhügel, zum Unterschied von den hallstättischen, immer ziemlich niedrig gewesen und daher heute vielfach durch den Pflug eingeebnet sind, wie dies erst jüngst wieder M. Hell beobachtet hat [17]), so ist nicht auszuschließen, daß auch in Maiersch die Kennzeichen der Gräber an der Erdoberfläche längst dem Ackerbau zum Opfer gefallen sind. Eine endgültige Antwort auf die Frage „Hügelgrab oder Flachgrab?" wird allerdings, wenn überhaupt, wohl nur durch sorgfältige Grabungen an Ort und Stelle zu bekommen sein.

Anders liegen die Verhältnisse in T h e r a s. Hier handelt es sich zwar eindeutig um Hügelgräber, doch können diese in ihrem Aufbau an keine der drei von K. Willvonseder herausgestellten Typen angeschlossen werden.

Schon ihre Ausmaße liegen mit 10—15 m Durchmesser und 1—1,5 m Höhe etwas über den von K. Willvonseder angebenen Durchschnittswerten (Höhe 0,6—1,2 m, Durchm. 4—12 m). Steinlagen bzw. -einbauten kommen wohl in allen fünf Hügeln vor, doch lassen diese kein bestimmtes Schema erkennen. Hügel I hat ein Skelett in einer sorgfältig errichteten Steinkiste sowie eine weitere schmale Steinsetzung, deren Zweckbestimmung nicht ersichtlich ist, enthalten. Hügel II hat einzelne Steine und eine kleine, isolierte Steinsetzung enthalten. Im Hügel III haben sich neben den beiden Kinderskeletten vereinzelte Steine gefunden. Hügel IV hat wiederum sorgfältig mit Steinen umgebenen bzw. bedeckten Leichenbrand und daran anschließend eine in leichtem Bogen verlaufende Steinsetzung, sowie auf der ganzen Bestattungsfläche verstreute Steine enthalten. Im Hügel V haben schließlich in allen drei Bestattungshorizonten vereinzelte Steine gelegen. Des öfteren ist die Aufstellung der Grabbeigaben auf einem oder mehreren eng zusammengefügten Steinen zu beobachten gewesen. Von regelmäßigen Steineinbauten kann somit nur bei Hügel I und IV die Rede sein.

Eine Grabgrube ist bei keinem der fünf Hügel beobachtet worden. A. Stifft-Gottlieb betont in ihrem Bericht ausdrücklich, daß unter allen Hügeln der alte, ungestörte Humusboden vorhanden gewesen ist. Somit liegt auch hier eine Abweichung von dem ansonsten im mitteldanubischen Bereich verbreiteten Typus III vor.

Ein weiterer Unterschied ergibt sich aus der Lage der Skelette. Kennzeichnend für den Typus III ist die gestreckte Rückenlage. In Theras haben wir es aber mit drei Hockern (Hügel II und III) und nur einem Skelett in Rückenlage, dessen Beine übrigens auch leicht angezogen gewesen sind (Hügel I), zu tun. Die Orientierung der Leichen ist uneinheitlich.

Der Erhaltungszustand der Skelette ist z. T. sehr schlecht, eine Feststellung, die ganz allgemein für die mittlere Bronzezeit zutrifft [18]). Das Problem der Leichenzerstückelung, das vor allem bei Betrachtung der Situation im Hügel V auftaucht, kann daher nur mit Vorsicht behandelt werden. Klarheit hätte hier wohl nur eine

Untersuchung durch einen Anthropologen schaffen können, doch sind mit Ausnahme der beiden Kinder aus Hügel III keinerlei Skelettreste im Krahuletz-Museum aufzufinden. Immerhin scheint es, als ob im Hügel V eine Leiche in zwei Etappen beigesetzt worden wäre, nämlich zuerst der Unterkörper und dann der Oberkörper. Auch die Verbrennung einzelner Körperteile liegt gerade bei Hügel V im Bereich des Möglichen. Eine Zerstückelung der Leiche dürfte auch bei der 1. Bestattung im Hügel I sowie im Hügel II erfolgt sein. Wie schon erwähnt muß aber sowohl die Leichenzerstückelung als auch die etappenweise Bestattung bzw. Teilverbrennung für Theras mit einem großen Fragezeichen versehen werden.

Hügel IV hat die bisher in Österreich anscheinend einzige, sicher nachgewiesene Brandbestattung in einem mittelbronzezeitlichen Grabhügel enthalten. Der Leichenbrand ist in einer sorgfältig errichteten Steinumhüllung frei aufgeschüttet gewesen. In außerösterreichischen Gebieten hat man das gemischte Vorkommen von Brand- und Körperbestattungen innerhalb eines Gräberfeldes mehrmals beobachtet [19]), für unser Staatsgebiet ist diese Erscheinung jedoch neu. Eine zeitliche Differenz zwischen Körper- und Brandbestattung innerhalb des Gräberfeldes von Theras anzunehmen, wäre verfehlt. Nicht nur die Beigaben sind hier wie dort gleich, sondern auch der Grabritus spricht dagegen. Der im Hügel IV Bestattete ist nämlich höchstwahrscheinlich im obersten Aschenhorizont des Hügels V verbrannt worden, steht also im engsten Zusammenhang mit der dortigen Körperbestattung.

Überhaupt hat das Feuer bei den Bestattungsbräuchen in Theras eine große Rolle gespielt. In jedem Hügel zeigen sich ausgedehnte Aschenschichten von Holzkohlefeuern. Im Hügel III sind sogar zwei Schichten übereinander, im Hügel V deren drei nachgewiesen. Die Feuer haben vor dem Begräbnis auf der Bestattungsfläche gebrannt, dann hat man die Asche auseinandergestrichen und darauf die Toten mit ihren Beigaben gelegt. A. Stifft-Gottlieb spricht von einem Kult- oder Reinigungsfeuer. F. Holste erwähnt das häufige Vorkommen solcher Brandflecken, in denen sich gelegentlich Tierknochen gefunden haben, in den Hügelgräbern Süd- und Westdeutschlands. Er glaubt, daß „Leichenfeuer mit Leichenschmäusen, bei großer Zahl der Brandflecken wohl auch Erinnerungsfeuer, die Grablegung begleitet haben oder ihr gefolgt sind" [20]). In Österreich sind derartige Erscheinungen, soweit aus der Literatur ersichtlich, bisher nicht beobachtet worden, womit sich die Theraser Hügelgräber in einem weiteren Punkt von allen übrigen unterscheiden.

Schließlich bedeutet auch noch der Umstand, daß zwei Hügel (I und III) mehrere Tote enthalten haben, eine Abweichung von der Regel [21]).

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so können unsere beiden Gräberfelder hinsichtlich der Grabanlagen kurz folgendermaßen charakterisiert werden:

M a i e r s c h: Tiefe Grabgruben mit ausgedehnten, mächtigen Steinlagen, Erdhügel vielleicht ursprünglich vorhanden. Körperbestattungen.

T h e r a s: Hügelgräber ohne Grabgruben, vereinzelt kleine Steineinbauten. Körperbestattung in Hocker- oder Rückenlage, Orientierung uneinheitlich. Daneben auch Brandbestattung. Leichenzerstückelung, etappenweise Beisetzung und Teilverbrennung möglich. Leichenfeuer in jedem Hügel. Einzel- und Mehrfachbestattungen.

II. Typologie.

Der Typenschatz von Maiersch umfaßt die Petschaftkopfnadel, die bandförmigen Fingerringe, die Fingerringe mit zwei Endspiralen, die Fingerspiralringe aus doppelt gelegtem Golddraht, das Griffzungenmesser, den Dolch mit trapezförmiger Griffplatte und zwei Nieten, das längsgerippte Armband mit Stollenenden, die Schüsseln mit kleinem Henkel und vier- bis fünfmal gelapptem Rand, die Schüssel mit vier Füßen, die Zylinderhalstöpfchen mit Buckelverzierung oder senkrechter Kannelur, die kalottenförmigen Schälchen mit oder ohne Omphalos sowie mit niedrigem Hals und beim Ansatz gezipfeltem Henkel, den verkehrt-glockenförmigen Napf und schließlich das Henkelschälchen mit faßförmigem Körper und niedrigem Hals.

In Theras finden wir wiederum die Petschaftkopfnadeln, den Dolch mit allerdings nicht mehr erkennbarer Form der Griffplatte, das Armband mit Stollenenden, hier mit glatter Außenseite, die Schüsseln mit kleinem Henkel und vier- bis fünfmal gelapptem Rand, die Schüssel mit vier Füßen, die Zylinderhalstöpfchen mit Buckelverzierung oder senkrechter Kannelur, das kalottenförmige Schälchen mit Omphalos, niedrigem Hals und englichtigem Bandhenkel, den verkehrt-glockenförmigen Napf und das Henkeltöpfchen mit faßförmigem Körper und niedrigem Hals. Maierscher Formen, die in Theras fehlen, sind nur die verschiedenen Fingerringe sowie das Griffzungenmesser. Dafür gibt es in Theras zusätzlich den verkehrt-herzförmigen Anhänger, verschiedene Arten von stabförmigen Armreifen, einen drahtförmigen Armreif mit Haken und Endspirale, einen spiralenförmigen Fingerring, eine Pfeilspitze, einen Pfriemen, eine ganze Anzahl von Henkelkannen sowie kalottenförmige oder konische Schalen und Schüsseln, meist mit Henkel.

Die Mehrzahl der Gefäße ist hier wie dort unverziert. Gelegentlich auftretende Zierelemente sind Buckel mit und ohne Umrahmung, senkrechte Kanneluren, Kornstichreihen und Reihen von Schrägkerben.

Die Petschaftkopfnadel (Abb. 1/1; 8/2) ist nach K. Willvonseder [22]) im gesamten Gebiet der mittelbronzezeitlichen Hügelgräberkultur vom Elsaß im Westen bis Ungarn und der Slovakei im Osten verbreitet. Sie ist für die Stufe B_2 charakteristisch, kommt aber gelegentlich auch noch in C vor.

Der Dolch (bzw. die Dolchklinge) mit trapezförmiger Griffplatte (Abb. 2/2; 8/7) ist ebenfalls eine allgemein verbreitete Type der mittleren Bronzezeit. Die Form des Abschlusses der Griffplatte ist ebensowenig wie die Zahl der Nieten für eine bestimmte Stufe charakteristisch. Unser Exemplar aus Maiersch hat sehr gute Parallelstücke in einem Einzelfund aus Hard in Vorarlberg (K. Willvonseder, Taf. 54/7) und einem Grabfund aus Winklarn, Niederösterreich (K. Willvonseder, Taf. 37/4). Sie gehören beide der Stufe B bzw. B_2 an.

Der Armreif mit Stollenenden (Abb. 1/8; 4/11, 12), der in Maiersch bandförmig und mit Längsrippen an der Außenseite versehen ist, während in Theras der Querschnitt dreikantig und die Oberfläche glatt ist, gehört ebenfalls zu den allgemein verbreiteten Typen. Genaue Entsprechungen zu unseren drei Reifen gibt es aus Österreich nicht, doch kann das Stück aus Maiersch mit zwei fünffach gerippten Reifen aus Drasenhofen (K. Willvonseder, Taf. 34/8) verglichen werden, während sich eine

(verzierte) Parallele zu Theras in Winklarn findet (K. Willvonseder, Taf. 36/2). Die Vergleichsfunde werden mit B_2 datiert, doch kommen Stollenarmreifen auch noch am Beginn der Hallstattzeit vor.

Der Fingerring mit Spiralscheiben (Abb. 1/2), der im Grab 1 von Maiersch gleich in fünf Exemplaren vorkommt, gehört zum Allgemeingut der Hügelgräberkultur und erscheint sogar außerhalb deren Bereich, z. B. in Norddeutschland. Grab 2 aus Pitten, N.Ö., hat vier solche Ringe enthalten (K. Willvonseder, Taf. 29/2), weitere stammen aus Gmunden (K. Willvonseder, Taf. 41/8, 9), Winklarn (K. Willvonseder, Taf. 38/3) und Maiersdorf (K. Willvonseder, Taf. 48/6, 7). Letztere sind allerdings unseren Ringen am unähnlichsten. Datiert werden alle genannten Vergleichsstücke in B bzw. B_2, doch kommt die Form in Böhmen und der Slovakei auch noch in der jüngeren Bronzezeit vor.

Die bandförmigen Fingerreifen mit schwach gerillter Außenseite (Abb. 1/4, 5), wie sie in Maiersch auftreten, erwähnt K. Willvonseder überhaupt nicht. Sie dürften daher für Österreich neu sein. Auch F. Holste [23]) und I. Foltiny [24]) sagen nichts über sie.

Die Fingerspiralringe aus doppelt gelegtem (Gold-)Draht (Abb. 1/10, 11) kommen nach K. Willvonseder [25]) normalerweise in urnenfelderzeitlichen Funden Böhmens, Mährens, Niederösterreichs und Ungarns vor.

Das Griffzungenmesser von Maiersch (Abb. 1/6) unterscheidet sich wesentlich von den beiden bislang aus Österreich bekannten mittelbronzezeitlichen Stücken dieser Gattung. Ein annähernd vergleichbares Messer, allerdings mit Ringabschluß, gibt es aus Schönering, Gem. Wilhering, O.Ö. [26]). Es gehört bereits in die über die mittlere Bronzezeit weiterlebende Form der Hügelgräberkultur.

Der verkehrt-herzförmige Anhänger mit Mittelstück aus Theras (Abb. 8/12) hat in Österreich keine genaue Entsprechung, doch stellt der Typus an und für sich eine charakteristische Schmuckform der mittleren Bronzezeit dar. Die Verbreitung reicht von Serbien über Ungarn, Österreich, die Tschechoslovakei und Süddeutschland bis an den Oberrhein. Die ältesten Formen, zu denen aber unser Stück nicht zu zählen ist, treten schon in der Stufe A_2 auf. Vereinzelt kommen solche Anhänger noch in Depotfunden der frühen Hallstattzeit vor (z. B. Landshaag und Linz-Freinberg, O.Ö.), bilden dort jedoch nur Relikte. Die Formen mit Mittelsteg oder Mittelstück stellt I. Foltiny an das Ende der von ihm angenommenen Entwicklungsreihe [27]).

Die sieben stabförmigen Armreifen (als Beispiel Abb. 4/2 und 8/10, 14) aus Theras sind, weil sie nur einfache Querstriche als Verzierung bzw. glatte Oberfläche aufweisen, chronologisch nicht sehr aussagekräftig. Dasselbe gilt wohl auch für den drahtförmigen Armreif mit Haken und Endspiralen (Abb. 4/5), den Spiralfingerring (Abb. 4/3), die Pfeilspitze (Abb. 8/3) und den Pfriemen.

Die Schüssel mit englichtigem Bandhenkel und mehrfach gelapptem Rand (Abb. 1/9; 3/2, 3, 5, 7; 4/6, 9, 10; 5/1, 3; 6/2; 7/1, 3) ist die in Maiersch und Theras am häufigsten vorkommende Keramiktype. Nach K. Willvonseder [28]) tritt sie

in den Stufen B_2 und C auf, erscheint aber gelegentlich auch noch in D. Auffällig ist, daß in Maiersch nur eine Schüssel eine Mundsaum-Innenkantung trägt, während dies in Theras bei fast allen der Fall ist und hier auch die Ränder stärker ausladen und hie und da eine Halskehlung vorhanden ist.

Schüsseln mit Säulen- oder anthropomorphen Füßen (Abb. 2/1; 6/7) scheinen in Österreich bisher in der mittleren Bronzezeit nicht nachgewiesen zu sein. Sie treten jedoch ansonsten in verschiedenen Perioden und Gegenden auf [29]).

Die Zylinderhalstöpfchen mit Buckelverzierung oder Kannelur, teilweise mit fußförmig ausgeprägter Standfläche (Abb. 1/7; 2/4; 3/1; 4/8; 5/2; 6/8) sind in der aus Maiersch und Theras vorliegenden Form charakteristisch für die mittlere Bronzezeit, wenngleich aus Österreich keine guten Parallelen angeführt werden können.

Die kalottenförmigen Henkelschälchen mit niedrigem Hals (Abb. 1/12; 6/3; auch 3/4) sind nach K. Willvonseder Leitformen der Stufe C. Besonders das Schälchen aus Grab 2 von Maiersch hat gute Entsprechungen in Großweikersdorf, Kronstorf und vor allem im bekannten Töpferdepot von Maisbirbaum.

Der verkehrt-glockenförmige Napf (Abb. 3/6; 6/4) — nach K. Willvonseder im erweiterten Sinn die Trichterschüssel (Abb. 8/9, 11) — ist wiederum eine spezifische Form der mittelbronzezeitlichen Hügelgräberkultur. Die Vergleichsstücke aus Niederösterreich (Maisbirbaum!) und Mähren gehören alle der Stufe C an.

Der Henkeltopf mit faßförmigem Körper und niedrigem Hals (Abb. 1/3; 6/6) ist eine atypische Form, die in verschiedenen Perioden vorkommt. Das Gleiche gilt wohl auch für die einfachen kalottenförmigen oder konischen Schalen und Schüsseln (Abb. 2/3; 6/5; 7/2; 8/13).

Eine wichtige Type, die allerdings nur in Theras auftritt, ist die Henkelkanne (Abb. 4/1, 4, 7; 6/1; 8/5, 6). Nach K. Willvonseder stellt sie die keramische Leitform der mittleren Bronzezeit Österreichs dar. Eine Kanne aus Theras ist gänzlich unverziert, hat aber eine etwas abgesetzte Standfläche, vier Kannen tragen eine „einfache" Buckelverzierung, die letzte ist durch eine „kombinierte" Buckelverzierung ausgezeichnet. Die vorstehende Aufzählung zeigt auch gleich annähernd die chronologische Reihenfolge. Die unverzierte Kanne hat ein Parallelstück im Mistelbacher „Rollerfund" der Stufe B_1 (K. Willvonseder, Taf. 3/4). Die Kannen mit einfacher Buckelverzierung kommen in B_2 und C vor. Ein gutes Vergleichsstück zu unserer Kanne mit Kornstichreihe (Abb. 4/1) liegt aus Limberg-Heidenstatt (K. Willvonseder, Taf. 9/3), leider nur als Einzelfund, vor. Die Kanne mit bis zur Standfläche herabgezogenen, umrahmten Buckeln hat einige Parallelen im Töpferdepot von Maisbirbaum, das als typisch für die Stufe C gilt.

Die Verzierungselemente der Keramik von Maiersch und Theras (Buckel und Kanneluren, Kornstiche und Schrägkerben) gelten als allgemein charakteristisch für die mittlere Bronzezeit. Feinere chronologische Unterschiede lassen sich damit an unserem Material nicht herausarbeiten.

Die neolithischen Funde aus Theras, die besonders häufig im Hügel V auftreten (Pfeilspitze, Flachbeile, Scherben) und anscheinend der Linearkeramik angehören, dürften wohl bei der Aufschüttung der Hügel mit dem Erdmaterial einge-

schleppt worden sein. Möglicherweise befindet sich unmittelbar an der mittelbronzezeitlichen Begräbnisstätte eine vollneolithische Siedlung.

III. Datierung und Kulturzugehörigkeit.

Daß die Fundkomplexe aus Maiersch und Theras der mittleren Bronzezeit angehören, steht außer Zweifel. Die Eingliederung in das Reinecke-Schema ist aber nicht ganz leicht, weil die meisten Typen chronologisch unempfindlich sind. Der Rahmen ist mit den Stufen B und C gegeben, wobei zu berücksichtigen ist, daß in der Stufe B in Österreich zwei Horizonte herausgearbeitet worden sind. Der erste davon scheidet bei unserer Betrachtung aus, da keine der vorliegenden Keramik- und Bronzeformen als charakteristisch für B_1 angesprochen werden kann. Es verbleiben somit die Stufen B_2 und C.

Aus M a i e r s c h besitzen wir mit dem Griffzungenmesser, dem kalottenförmigen Henkelschälchen und der „Trichterschüssel" drei klare Vertreter der Stufe C. Die genannten keramischen Formen laufen parallel zu solchen des „Paradefundes" der Stufe C, des Töpferdepots von Maisbirbaum, während das Messer schon zu gleichartigen Erscheinungen der Stufe D tendiert. Wie F. Holste gezeigt hat, sind die Männer der Hügelgräberkultur mit Beil, Dolch, Pfeil und Bogen ausgerüstet gewesen, während Schwert, Lanze und Messer zur Ausstattung der Urnenfelder-Männer gehört haben [30]). Das Auftreten des Griffzungenmessers ist also vielleicht auf einen beginnenden Urnenfelder-Einfluß zurückzuführen. Jedenfalls zeigt es, daß wir Maiersch innerhalb der Stufe C verhältnismäßig spät ansetzen müssen.

Etwas anders liegen die Verhältnisse in T h e r a s. Die Bronzen kommen hier für eine Feinchronologie nicht in Betracht, wohl aber die Keramik. Die Henkelschale mit Bodendelle und niedrigem Hals aus Hügel III (Abb. 6/3) und die Henkelkanne mit tiefsitzenden Buckeln zeigen wiederum klar die Beziehungen zu Maisbirbaum. Daneben aber erinnert z. B. die mehrmals auftretende Halskehlung an Schüsseln mit gelapptem Rand noch stark an frühbronzezeitliche Formmerkmale. Es wäre daher naheliegend, Theras wohl auch in die Stufe C zu stellen, jedoch für etwas älter als Maiersch zu halten.

Um diese chronologischen Andeutungen besser untermauern zu können, wäre es in erster Linie erforderlich, die mit dem Griffzungenmesser von Maiersch verbundene Problematik aufzurollen. Daneben müßten wohl auch die über Österreich hinausgehenden Verbindungen der Schüsseln mit gelapptem Rand und jener mit vier Füßen sowie weiterer keramischer Formen, etwa der Zylinderhalstöpfchen mit fußförmig abgesetzter Standfläche, aufgezeigt werden. Dazu fehlt mir derzeit die Möglichkeit. Auch sollten weittragende Schlüsse zusammenfassenden Darstellungen vorbehalten bleiben. Nachdem aber einerseits seit dem Erscheinen der grundlegenden Publikation K. Willvonseder's noch nicht allzuviel neues mittelbronzezeitliches Material veröffentlicht worden ist, andererseits die späte Bronzezeit (Stufe D) überhaupt noch zu den dunkelsten Abschnitten der Urzeit Österreichs gehört, wäre ein solcher Versuch verfrüht. Zweifellos schlummert in den verschiedenen Museen unserer Heimat noch mancher Fundposten, der wesentlich zur

Aufhellung der Probleme beitragen könnte. Zur entsprechenden Orientierung wird daher auch am Schluß dieses Berichtes ein Verzeichnis neuer mittelbronzezeitlicher Funde aus meinem engeren Arbeitsbereich gebracht, um wenigstens für dieses kleine Gebiet den derzeitigen Materialbestand aufzuzeigen.

Vorerst verbleibt aber noch die Aufgabe, die kulturelle Stellung von Maiersch und Theras zu umreißen. Im Sinne der vorstehenden Ausführungen müssen wir uns mit einem kurzen Hinweis begnügen. Die Zugehörigkeit zur Hügelgräberkultur geht aus dem gesamten Typenschatz eindeutig hervor. Innerhalb derselben gibt es verschiedene Gruppen, von denen aus rein geographischen Gründen für unser Material in erster Linie die Danubisch-Sudetische (nach O. Menghin) bzw. Mitteldanubische (nach K. Willvonseder) in Frage kommt. Die formenmäßigen Parallelen zum Töpferdepot von Maisbirbaum bedingen einen Anschluß an die Phase Maisbirbaum—Zohor —Kronstorf (nach R. Pittioni). Deren Fundbestand wird durch die Gräber von Maiersch und Theras wesentlich bereichert. Beziehungen zu Böhmen, aber auch zu Ungarn — welch letztere nicht unbedingt zu erwarten wären [31]) — zeigen sich sowohl im Keramik- als auch im Bronzenbestand. Den östlichen Zusammenhängen nachzugehen, wäre sehr interessant und notwendig, da in dieser Hinsicht noch wenig geschehen, jedoch viel zu erwarten ist. Manche neuere ungarische Publikation ist hier sehr aufschlußreich, vieles aber noch unveröffentlicht und heute kaum zugänglich.

Zum Abschluß wird noch das Ergebnis einer spektralanalytischen Untersuchung der Bronzen von Maiersch, das R. Pittioni freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, vorgelegt [32]):

	Ag	As	Fe	Mn	Ni	Pb	Sb	Zn	Bi	Cr	Au	Co
Nr. 1	+	+	Sp	—	+	+	+	?	Sp	Sp	?	Sp
Nr. 2	+	+	Sp	?	+	+	+	Sp	Sp	Sp	—	Sp
Nr. 3	+	+	+	?	+	+	+	-	Sp	Sp	Sp	Sp
Nr. 4	+	+	+	—	+	+	+	—	Sp	Sp	Sp	Sp
Nr. 7	+	+	+	—	+	+	+	—	Sp	Sp	—	Sp
Nr. 8	+	+	+	—	+	+	+	—	?	+	Sp	Sp
Nr. 10	+	+	+	Sp	+	+	+	—	Sp	Sp	—	Sp
Nr. 11	+	+	+	?	+	+	+	?	—	Sp	?	Sp
Nr. 30	+	+	+	Sp	+	+	+	Sp	?	Sp	Sp	Sp

Anmerkungen.

[1]) F. Berg, Ein urnenfelderzeitlicher Siedlungsfund aus Groß-Meiseldorf, Ger.-Bez. Ravelsbach, N.Ö., ArchA., 11., 1952, S. 54 ff.

[2]) M. Hoernes, ÖKT. V., 1911, S. 132. J. Bayer, Der vor- und frühgeschichtliche

Mensch auf dem Boden des Horner Bezirkes, Horner Heimatbuch, 1933, S. 217. R. Pittioni, Die urzeitliche Kulturentwicklung auf dem Boden des Waldviertels. Das Waldviertel, 7. Bd., 1937, S. 27. K. Willvonseder, Die mittlere Bronzezeit in Österreich, 1937, S. 402. K. Willvonseder, FÖ. II., 1935—1938, S. 156.

3) J. Höbarth, FÖ. II., 1935—1938, S. 249, und III., 1948, S. 25. Die Füßchenschüssel aus Maiersch ist abgebildet in „Fundberichte aus den Reichsgauen der Ostmark", 1942, Taf. 3.

4) K. Willvonseder, Die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Österreich im Jahre 1936, Nachrichtenbl. f. d. Vorzeit, 13., 1937, S. 228.

5) J. Höbarth, Lebenserinnerungen, Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Ergänzungsheft Nr. 3, 1953, S. 24.

6) Maßangaben in Millimeter. L. = Länge, Br. = Breite, D. = Dicke, Dm. = Durchmesser, Stfl. = Durchmesser der Standfläche, Bdm. = Bauchdurchmesser, Mdm. = Munddurchmesser, H. = Gesamthöhe, Hbr. = Henkelbreite in der Mitte.

7) Zu den verschollenen Gegenständen ist zu bemerken, daß die Glasperle Nr. 13 (Inv.-Nr. 473) nachweislich noch zu Lebzeiten von J. Höbarth abhanden gekommen ist. Das Bronzeblech und die Bernsteinperlen (Nr. 12, 14 und 15, Inv.-Nr. 472, 474 und 475) lagen 1954 beim Dienstantritt des Verf. im Höbarth-Museum nicht mehr in der Vitrine, doch ist es möglich, daß sie noch einmal irgendwo auftauchen.

8) Die anthropologische Bestimmung verdanke ich Herrn Univ.-Doz. Dr. W. Ehgartner, Wien.

9) Zusammengestellt nach dem von A. Stifft-Gottlieb verfaßten und von F. Schäffer ergänzten Fundbericht, der im Krahuletz-Museum unter Nr. 95, „Quadenhügel Therasburg, Grabung 1939" aufliegt.

10) In situ im Krahuletz-Museum aufbewahrt.

11) Viele Gefäße waren infolge ihres schlechten Erhaltungszustandes „nicht mehr bergungsfähig". In der folgenden Materialdarlegung wird daher jeweils angegeben, wieviel Gefäße laut Fundbericht ursprünglich in jedem Hügel vorhanden gewesen sind. Genau beschrieben können natürlich nur jene Objekte werden, die das Krahuletz-Museum verwahrt. Innerhalb der einzelnen Hügel werden die Beigaben nach Haupt- und Nachbestattung bzw. nach den verschiedenen Aschen- und Holzkohlenhorizonten getrennt.

12) Inventarnummern des Krahuletz-Museums der Stadt Eggenburg.

13) Fast das gesamte Scherbenmaterial von Therasburg dürfte in der Kriegszeit laut Aussage von Präparator J. Hamböck wegen Platzmangel weggeworfen worden sein. Es existieren jedoch darüber keine schriftlichen Hinweise. Die hier bei den verschollenen Objekten gebrachten Angaben sind dem Inventarverzeichnis des Krahuletz-Museums entnommen.

14) K. Willvonseder, Die mittlere Bronzezeit in Österreich, 1937, S. 41 ff.

15) K. Willvonseder, a. a. O., S. 58.

16) A. Gulder erinnert sich, gemeinsam mit J. Höbarth in Maiersch ein Grab freigelegt zu haben, das sehr tief gewesen ist und eine „riesengroße Lage von gewaltigen Steinblöcken, die oft ein Mann allein nicht heben konnte", aufgewiesen hat. Unter den Steinen haben sich allerdings keinerlei Beigaben oder Leichenreste gefunden. Eine frühere Beraubung des Grabes hält A. Gulder für ausgeschlossen, da die ganze Anlage einen absolut ungestörten Eindruck gemacht hat. Er denkt vielmehr an ein „Scheingrab" im Sinne eines Erinnerungsmales an eine in der Fremde gefallene oder gestorbene Person, eine Interpretation, die im Hinblick auf derartige Gebräuche z. B. der Germanen nicht ausgeschlossen ist, auf die aber hier nicht näher eingegangen werden kann.

17) M. Hell, Hügelgräber und Siedlungen der Bronzezeit aus Grödig, ArchA., 21., 1957, S. 10 ff.

18) K. Willvonseder, a. a. O., S. 43.

19) K. Willvonseder, a. a. O., S. 53.

20) F. Holste, Die Bronzezeit in Süd- und Westdeutschland, 1953, S. 23.

[21]) K. Willvonseder, a. a. O., S. 43.
[22]) Alle folgenden Angaben nach K. Willvonseder, a. a. O., S. 60 ff.
[23]) F. Holste, a. a. O.
[24]) I. Foltiny, Zur Chronologie der Bronzezeit Ungarns. Unveröffentlichte Dissertation, Wien 1950.
[25]) K. Willvonseder, Das Urnenfeld von Wels (O.Ö.), ArchA., 7., 1950, S. 43.
[26]) K. Willvonseder, Die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Österreich im Jahre 1936, Nachrichtenbl. f. d. Vorzeit, 13., 1937, S. 229 und Taf. 54/5.
[27]) I. Foltiny, a. a. O., S. 8.
[28]) Dieses und alle folgenden Zitate, wenn nicht anders angegeben, nach K. Willvonseder, Die mittlere Bronzezeit in Österreich, 1937, S. 153 ff.
[29]) Vgl. M. Hajda, Brandgrab 114 des Gräberfeldes von Gemeinlebarn, Veröffentlichungen der Urgeschichtl. Arbeitsgem. i. d. Anthr. Ges. in Wien, I., 1952, S. 43 ff.
[30]) F. Holste, a. a. O., S. 45, 105 und 121.
[31]) K. Willvonseder, a. a. O., S. 301.
[32]) Die Nummern beziehen sich auf unser Fundmaterial-Verzeichnis.

Anhang.

Unpublizierte mittelbronzezeitliche Funde aus den Museen in Eggenburg und Horn.

Burgschleinitz, Gb. Eggenburg.
Wohngrube, Topf, Stufe B/C, Krah.-Mus.

Eggenburg, Gb. desgl.
Einzelfund, Nadel mit flachgedrücktem Kugelkopf, Stufe B/C, Höb.-Mus.

Großweikersdorf, Gb. Kirchberg am Wagram.
Wohngrube, Henkelkanne, Stufe B/C, Krah.-Mus.

Kiblitz, Gb. Ravelsbach.
Wohngrube, Henkelkanne, Stufe B/C, Krah.-Mus.

Maiersch, Gb. Horn.
Siedlung, 1 Schüssel mit gelapptem Rand und div. Scherben, Stufe C, Höb.-Mus. und Sammlung Kammerzell.

Maissau, Gb. Ravelsbach.
Grab, 2 Scheibenkopfnadeln, Stufe B, Höb.-Mus.

Mold, Gb. Horn.
Einzelfund, verzierter Armreif, Stufe B/C, Höb.-Mus.

Oberdürnbach, Gb. Ravelsbach.
Grab, Bronzen und Keramik, Stufe B/C, Krah.-Mus.

Oberravelsbach, Gb. Ravelsbach.
Bronzegießerei (Schmelzofen), Gußformen, Ofenbestandteile und Keramik, wahrscheinlich Stufe C, Höb.-Mus.

Pernersdorf, Gb. Haugsdorf.
Wohngrube, Schüssel mit 4 Füßchen, Stufe B/C, Krah.-Mus.

Roggendorf, Gb. Eggenburg.
Abfallgrube, Petschaftkopfnadel und Topf, Stufe B/C, Höb.-Mus.

Roggendorf (Flur Oberfeld), Gb. Eggenburg.
5 Gräber, Bronzen und Keramik, Stufe B/C, Krah.-Mus.

Straning, Gb. Eggenburg.
Grab, Bronzen und 1 Henkelschale (beschrieben und abgebildet im Nachrichtenbl. f. d. öst. Ur- und Frühgeschichtsforschung, VI., 1957, Heft 1—4, S. 1 ff.), Stufe B/C, Krah.-Mus.

Ein Urnengrab in Oberzeiring, Steiermark.[1])

Von Walter Modrijan, Graz.

Mit 4 Abbildungen.

Der besonderen Vorsorge des Bürgermeisters von Oberzeiring, Herrn Notar Dr. Walter Karnitschnig, der den Bodenfunden besondere Beachtung schenkt, ist es zu verdanken, daß die vom Ortschronisten Peter Bauer am 29. April 1958 bei Ausschachtungsarbeiten für eine Tankstelle beim Geschäft Mathwieser in Oberzeiring gemachten Wahrnehmungen sogleich an das Landesmuseum Joanneum weitergeleitet wurden, sodaß ein Teil der notwendigen Fundbergungsarbeiten trotz der knappen Zeit noch von mir durchgeführt werden konnte.

Es war Eile nötig, weil sich das Bauvorhaben in einem Stadium befand, in dem ein längerer Aufschub der Weiterarbeit nicht mehr angängig war, da nicht ortsansässige Spezialarbeiter für das Einsenken des Benzinbehälters zum Einsatz kamen. Damit ist schon zum Ausdruck gebracht, daß zwar die Fundhebung so sorgfältig wie möglich vorgenommen wurde, aber selbstverständlich methodich nicht einwandfrei.

1. Fundbericht
(nach Schilderungen und eigenen Wahrnehmungen).

Rund 0.9 m hoch überlagern an der Fundstelle in verschieden mächtigen Lagen (Straßen-) Schotterschichten den lehmigen Untergrund und illustrieren so die Geschichte der Hauptstraße des Marktes Oberzeiring. Beim Ausschachten, das bis etwa 2.2 m Tiefe ging, zeigte der im allgemeinen ungestörte lehmige Untergrund an der östlichen Schmalseite der Baugrube eine Störung (Abb. 1), die etwa 0.6 m tief reichte. Dies fiel auch deshalb auf, weil aus diesem Einbau Tonscherben und zwei Bronzenadeln geborgen werden konnten.

Schließlich ergab sich folgender Befund: Auf rohen Steinplatten (Kalk) in ungefähr 1.5 m Tiefe stand eine bauchige Tonurne, allseits — regellos — geschützt durch größere und kleinere Kalksteinplatten. Auf den Deckplatten lagerte noch zusätzlich ein gleichfalls regelloser Kalksteinaufbau. In der Tonurne war Leichenbrand mit Holzkohle (Nadelholz vom Typ Picea)[2]) und als Beigaben zwei bronzene Kugelkopfnadeln, die durch Berührung mit dem Leichenbrand deformiert worden waren (Abb. 2). Neben der Urne lagen einzelne, kleinere Scherben von verschiedenen Tongefäßen, deren Form und Größe sich auch nicht annähernd bestimmen läßt. Es sind zweifellos nicht etwa Reste von Beigefäßen, die durch Einwirkung der Bodenchemie vergangen sind, sondern offensichtlich bereits bei der Bestattung nur als Scherben beigelegt worden.

2. Fundbeschreibung

(nach der Restaurierung durch den Ober-Restaurator Friedrich Rath).

Tonurne (Abb. 3 und 4), etwa $^3/_5$ erhalten, sepiafarben gefleckt; Ton durch Einschluß von Steinchen und Glimmer gemagert; 1 Ösenhenkel einwandfrei, der zweite nur im Ansatz erhalten, mehr als zwei Henkel aber nicht möglich. Bei weicher Außenform scharf ausgeprägter Rand und scharfer Knick des Randteiles nach innen. H(mittel) = 0.194 m, Bodendm. = 0.13 m, Mdg.(mittel) = 0.24 m, gr. Bauchung etwa bei H 0.096 m.



Abb. 1. Oberzeiring, Steiermark. Urnengrab.

Bronze-Kugelkopfnadel „OZ 1" (Abb. 2 und 4), patiniert, in zwei Bruchstücken geborgen, u. zw. Bruchstück mit Kopf (0.006 m hoch, 0.0065 m breit) in einer Gesamtlänge von 0.0465 m, und Bruchstück mit Nadelende von 0.043 m. Der kugelige Kopf ist durch sehr zarte Längsstriche verziert, die nach oben durch eine umlaufende Kreisrille begrenzt werden. Der Anschluß der Verzierung an den Nadelschaft ist unklar, da das Material dort gelitten hat, ebenso, ob eine Verzierung des Nadelkörpers vorhanden war.

Bronze-Kugelkopfnadel „OZ 2" (Abb. 2 und 4), patiniert, im Unterteil verbogen, Gesamtlänge 0.102 m. Kopf (0.006 m hoch, 0.0075 m breit) ähnelt bereits jenem der Zwiebelkopfnadeln, was auch in der Verzierung zum Ausdruck kommt; von einem Kreisring oben geht wie bei OZ 1 die Verzierung aus, diesmal als Rillung des Kopfes. Über eine eventuelle Fortsetzung der Verzierung am Schaft läßt sich auch hier aus den oben geschilderten Gründen nichts sagen.

3. Fundauswertung.

Man braucht nicht alle Möglichkeiten für die Auswertung heranzuziehen, weil die zeitliche Stellung — entwickelte, Ältere Urnenfelderzeit, Reinecke-Hallstatt-A — einigermaßen klar ist.

Die Urne, deren bauchiger, rundschultriger Körper mit dem zylindrischen Hals und der Innenkantung einem typischen Hallstatt-A-Gefäß (R. Pittioni, Urgesch. d. österr. Raumes, 1954, S. 426) entspricht, ist lediglich durch die Zweihenkeligkeit — 1 oder mehr als 2 Henkel sind häufiger — zu einem selteneren Typus im nachbarlichen Bereich zu stempeln. Für die große Formähnlichkeit — von den Henkeln



Abb. 2. Oberzeiring, Steiermark. Nadeln.

und der Größe abgesehen — erwähne ich als Beispiel für mehrere ein kleines Gefäß von Morzg [3]) in Salzburg.

Der Nadelreichtum dieser Periode kommt auch bei den wenigen Fundstücken aus Oberzeiring zum Ausdruck. Die Kugelkopfnadel, wohl aus dem süddeutschen Urnenfelderbereich stammend, ist bekanntlich nördlich der Alpen besonders weit verbreitet. Auf Stücke, die mit unseren, besonders mit „OZ 1", formgleich oder -ähnlich sind, will ich auch nur in einigen Beispielen hinweisen: Singen [4]), Imst [5]), Hötting [6]), Unter-Radl [7]); daß ähnliche Funde bis zum Rande der Ostalpen und darüber hinaus zu erwarten sind, zeigt das unerschöpfliche Velemszentvid [8]). Daß vor allem Nadeln von der Form und Verzierungsweise unserer „OZ 1" aus der Bronzezeit herüberreichen, beweist eindringlich ein Übergangsfund aus dem an sich nadelreichen Oberösterreich [9]).

Diese Beziehungen und auch die Art der Bestattung in einer umstellten und bedeckten Leichenbrandurne (R. Pittioni, a. a. O., S. 448), deren Bedeckung sogar noch in einem turmartigen Steinaufbau kulminiert, schließen unseren Fund eng an

jene mit der süddeutschen Urnenfelderkultur so eng verwandte Gruppe an, die R. Pittioni (a. a. O., S. 404) mit Hötting-Morzg umschreibt, die Tirol, Salzburg und Oberösterreich — das lediglich in der vorherrschenden Urnenbestattung ohne Steinschutz noch „urnenfelderzeitlichere" Wege beschreitet — umfaßt.

Auch eine Analyse der Bronzen hat durchaus die Möglichkeit offen gelassen, daß eine nähere Verbindung mit Tirol bestand [10]).

Der Fund von Oberzeiring, den man ja auch im Zusammenhang mit Einzelfunden gleicher Zeitstellung aus Oberwölz [11]) sehen muß, ist eine südliche Entsprechung zu jenem von Wörschach [12]), nördlich der Tauern und wohl ein weiterer Beweis für den intensiveren Verkehr über die Wölzer und Rottenmanner Tauern.



Abb. 3. Oberzeiring, Steiermark. Gefäß.

Anmerkungen.

[1]) Fundbericht im Nachrichtenblatt f. d. Österr. Ur- u. Frühgeschichtsforschung, VII., 5./6. H., 1958, S. 70.

[2]) Nach einem Gutachten von Frau Dr. Lia Stipperger, Graz, Grillparzerstraße 39: „Die mikroskopische Untersuchung nach der Auflichtmethode von Holdheide ergab Nadelholz vom Typ Picea. Es sind sowohl am Quer- wie auch am Tangentialbruch Harzgänge mit dickwandigem Epithel nachweisbar. In den Überkreuzungsfeldern der Markstrahlen am Radiarbruch liegen 2—4 kleine Tüpfel."

[3]) M. Hell, Neue Funde der Urnenfelderkultur von Salzburg-Morzg, ArchA., I., 1948, S. 52, Abb. 7/3 (Grab X) = Pittioni, Urg. 457, Abb. 322/3.

[4]) W. Kimmig, Die Urnenfelderkultur in Baden, Röm.-Germ. Forschungen, Bd. 14, 1940, Taf. 42/2.

[5]) F. Miltner, Ein Urnenfeld in Imst (Tirol), WPZ., 28., 1941, Abb. 1/6 = Pittioni, Urg. Abb. 316/6.

[6]) G. Kyrle, Die Höttinger Kultur in ihren Beziehungen zu den endbronzezeitlichen Kupferbergwerken der nödlichen Ostalpen, WPZ., 19., 1932, Abb. 6/2—4 = Pittioni, Urg. Abb. 325/2—4.

[7]) F. Eppel, Das urnenfelderzeitliche Grabfeld von Unter-Radl, B.H. St. Pölten, ArchA., 2, 1949, S. 47, Taf. III, Taf. IV (rechts oben) ist ein besonders schönes Vergleichsstück zu unserer Nadel „OZ 2".

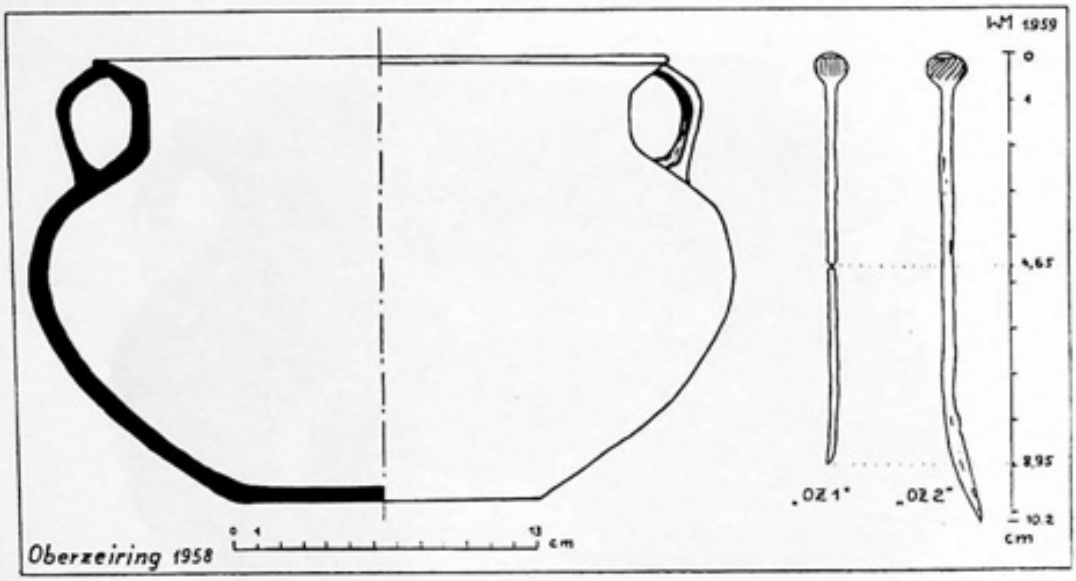


Abb. 4. Oberzeiring, Steiermark. Gefäß und Nadeln.

[8]) K. v. Miske, Die prähistorische Ansiedlung Velem St. Vid, 1908. — Taf. IX/27 entspricht der Form nach unseren Nadeln, hat aber Schaftverzierung, Taf. X/2 desgleichen, doch sieht man da, daß der Kopf unverziert blieb, was beim ersterwähnten Stück nicht einwandfrei festzustellen ist.

[9]) J. Kneidinger, Spätbronzezeitliche Hügelgräber bei Gallneukirchen im Mühlviertel, O.-Ö., ArchA., 1., 1948, S. 76, Abb. 5 und 6.

[10]) Freundliche Mitteilung von R. Pittioni, der die Analysen durch H. Neuninger besorgen ließ. Das Analysenergebnis lautet:

Objekt	Cu	Sn	Ag	As	Fe	Mn	Ni	Pb	Sb	Zn	Bi	Cr	Au	Co
Nadel OZ 1	HM	++	+	+	+	Sp	+	+	+	?	+	?	Sp	Sp
Nadel OZ 2	HM	++	+	+	+	Sp	+	+	Sp	Sp	+	—	Sp	Sp

[11]) Beiträge zur Geschichte von Murau im Sonderband 3 d. Zeitschr. d. hist. V. f. Stmk. 1957, Abb. 2 und 3, S. 7/8.

[12]) R. Pittioni, Urg. d. österr. Raumes, S. 471 = Schild von Steier 2 1953.

Der heutige Stand der Paläolithforschung in Ungarn.

Von Miklos Gábori, Budapest.

Die letzte Periode der ungarischen Paläolithforschung, die Arbeit der Nachkriegsjahre, steht uns heute noch so nahe, daß es fast zu früh scheint, ihre Ergebnisse auszuwerten. Wir können noch kein abgeschlossenes Bild von den im Fluß befindlichen Untersuchungen, von den Problemstellungen, die sich in der praktischen Arbeit immer wieder ändern, geben. Auch eine kritische Auseinandersetzung mit den neuen Ergebnissen kann nicht unsere Aufgabe sein. Statt einer bloßen Registrierung neuerer Fundstellen, Fundmaterialien und Detailanalysen wird an dieser Stelle zweckmäßiger die Zusammenfassung der vielfältigen, mosaikartigen Arbeit der letzten Zeit und die Herausarbeitung gewisser Grundlinien sein, in denen sich ein Querschnitt durch unsere Forschung mit ihren Problemen und Aufgaben widerspiegelt. Berichte über die Forschungstätigkeit der Nachkriegsjahre wurden zwar in jeder Etappe veröffentlicht, doch verhinderte die Isoliertheit der Sprache deren Bekanntwerden in einem größeren Kreis.

Im Jahrzehnt vor dem Kriege — wenn wir im Gang der Forschung so eine Grenze ziehen können — sind die Erfolge früherer Jahrzehnte zusammengefaßt worden. In der Mitte der dreißiger Jahre haben O. Kadić und J. Hillebrand nach einer Reihe großer Ausgrabungen, welche überhaupt erst die Grundlagen für die Erforschung des ungarischen Paläolithikum bildeten, zusammenfassende Überblicke veröffentlicht [1]). Wenn wir heute auf jene Jahre zurückblicken, so erscheint uns diese Forschungsperiode mit ihrer Einreihung der Kulturen in das klassische System weitgehend erstarrt und wir können diese frühe Phase der Forschung für abgeschlossen betrachten.

Die weitere Arbeit stützte sich ganz auf die alten Erfolge, mußte aber diese auch kritisch behandeln. So wurden in erster Linie Fragen nach einer genaueren chronologischen Einordnung aufgeworfen, und nicht mehr die örtliche Umgrenzung einzelner Kulturen, sondern die Problematik um die weiteren Zusammenhänge erörtert. In den vierziger Jahren haben die Analysen von offenen Fragen und, im Zusammenhang mit diesen, Klärungsgrabungen sowie eingehende Bearbeitungen älterer Fundmaterialien die Forschung weitergeführt. Im letzten Jahrzehnt haben die Entdeckung neuerer Fundstellen und die Berücksichtigung bisher vernachlässigt gebliebener Gebiete des ungarischen Paläolithikum sowie die zum Teil schon bekannten neuen Methoden und Standpunkte der Forschung neue Möglichkeiten geboten. Demgemäß hat sich

ein gewisser Wandel in der Einstellung zu den Problemen ergeben. Sowohl chronologische als auch kulturgeschichtliche Fragen erscheinen in einem anderen Licht, doch können wir die Entwicklung heute noch nicht für abgeschlossen halten. Der Grund für die Änderungen liegt nicht nur in den neuen Grabungserfolgen. Wesentlicher ist, daß in der Feldforschung zum Teil neue Methoden angewendet werden, wobei in erhöhtem Maße sogenannte Komplex-Methoden berücksichtigt werden. So weichen die Anschauungen bei der Auswertung der neuen Ergebnisse von der engen, typologisch-schematischen Kultureinreihung ab und gestalten sich einerseits in der Richtung auf eine exaktere naturwissenschaftliche, andererseits auf eine umfassendere und tiefergehende historische Auffassung.

Wenn wir jetzt die älteren paläolithischen Kulturen Ungarns betrachten, kann festgestellt werden, daß die Forschung der letzten Jahre die alten Ergebnisse am wenigsten auf dem Gebiet des Altpaläolithikum und des Moustérien berührte. Die erste und einzige Fundstelle, an der Spuren des Altpaläolithikum zum Vorschein gekommen sind, ist die Lambrecht-Höhle im Bükk-Gebirge. Das archäologische Fundmaterial besteht nur aus einigen, mehr oder minder bearbeiteten Quarzitabsplissen (die nach den alten, schlecht bestimmten Funden zweifelsohne eine gewisse Bedeutung haben), ist aber noch nicht so umfangreich, daß wir von der Kultur, die vor der Würm-Vereisung gelebt hat, ein gründlicheres Bild bekommen können. Ähnliche Quarzitabsplisse kommen ganz sporadisch in den jüngeren Kulturen anderer Höhlen auch vor, hier sichern aber stratigraphische, paläontologische und anthrakatomische Untersuchungen [2]) die Zeitbestimmung. Unter den frühen Quarzitindustrien steht dieses Fundmaterial vom typologischen Standpunkt aus dem alpinen Paläolithikum am nächsten; seine weiteren formenkundlichen Analogien führen aber in entferntere Gebiete (Arzin, Jabrud). Die nächsten Entsprechungen sind im „Schipkien" im Sinne von K. Absolon, auf jugoslawischem Gebiet in der Potočka-Höhle sowie an einigen Fundstellen der Ostalpen (Repolust-Höhle) zu finden. In engste Verbindung kann aber diese Kultur mit dem schweizerischen Fundmaterial gebracht werden, das E. Bächler für eine selbständige Kultur hält. Da die Fundstelle bisher bei uns allein steht, können wir außer formenkundlichen Verbindungen in Bezug auf die Herkunft und Ausbildung nur Hypothesen aufstellen. Bezüglich der Gruppierung der frühen Quarzitkulturen kann die Kultur der Lambrecht-Höhle als ein Prämoustérien bestimmt werden, das annähernd mit dem warmen Moustérien, mit dem oberen Acheuléen und mit der mittleren Stufe des Levalloisien gleichzeitig sein kann. Auf Grund der übereinstimmenden Ergebnisse der paläontologischen und Sedimentuntersuchungen stellen wir das Fundmaterial in das R/W-Interglazial.

Ein wichtiger Erfolg der Erforschung der Lambrecht-Höhle war die eingehende Sedimentuntersuchung. Hier wurde zum erstenmal die Lais'sche Methode angewendet. Wir halten das darum für erwähnenswert, weil diese Methode bei uns bei den weiteren Höhlenuntersuchungen in entwickelter Form verknüpft und parallelisiert wurde mit der geochronologischen Methode von M. Milankovitch'. Diese kombinierte Methode wurde bei der Zeitbestimmung und allgemein bei der Untersuchung von

chronologischen Fragen ausschlaggebend, ja sie wurde sogar in der Paläolithforschung oder neben ihr ein fast selbständiges Studium.

In den Jahren 1951—52 fand M. Roska in der Pörgölberger-Höhle (Bakonygebirge) einige moustérienartige Werkzeuge von ähnlichem Alter. Die stratigraphische Lage ist aber unsicher, da am selben Ort mit gleicher Fauna auch ein Aurignacien zu finden ist. Unserer Ansicht nach kann ihre Bestimmung erst nach weiteren Ausgrabungen erfolgen [3]). Das paläontologische Material weist auf das Ende des R/W-Interglazials, noch eher auf das W 1, das die Entstehungszeit der Schichten in die Nähe des Moustérien der Subalyuk-Höhle stellt.

Bezüglich des Moustérien unseres Gebietes ist keine wesentliche Änderung eingetreten. Die kulturelle Zusammensetzung und chronologische Lage kennen wir auch heute noch auf Grund der beiden alten Fundstellen, Subalyuk und Tata [4]). Diese Fragen wurden nur durch paläontologische Beobachtungen und durch das Problem der Blattspitzen-Kultur berührt. Auf Grund des alten Fundmaterials können wir heute für ein reines Moustérien nur die erstgenannte Stelle mit den Skelettresten des Neanderthalers halten, die charakteristische Industrie bedürfte aber einer neueren Untersuchung. Das Material der zwei Kulturschichten der Subalyuk-Höhle, von der wir die schon früher mitgeteilten Knochenobjekte als Artefakte widerlegten, ist in das Hoch- und Spätmoustérien einzureihen. An der anderen, transdanubischen Fundstelle, der Ansiedlung von Tata, sind die in der Mehrzahl aus Kieseln verfertigten Werkzeuge auch in zwei Schichten zum Vorschein gekommen. Sie zeigen in einigen Typen (Schaber) mit der Subalyuk-Höhle einen gewissen Zusammenhang. Wir kennen Spuren ähnlich dem transdanubischen Moustérien mit jungem Charakter noch aus den Höhlen Szelim und Kiskevély. Diese sind vom Standpunkte der oft diskutierten Werzeuge von „Protosolutréen-Charakter" beachtenswert. Neuere Angaben zur Lösung der Fragen des Zusammenhanges zwischen Spätmoustérien und frühem Szeletien brachte die Klärungsgrabung in der Kiskevélyer-Höhle [5]). In den untersten Schichten der Höhle kamen Moustérien- und Frühszeletien-Werkzeuge zum Vorschein, ihre stratigraphische Lage war aber ungeklärt. In der Abgrenzungsfrage der beiden Kulturen, die eben hinsichtlich der Weiterentwicklung des transdanubischen Paläolithikum so wichtig ist, herrscht heute der Standpunkt, daß in diesem Gebiet das Spätmoustérien noch im W-1/2-Interstadial lebte und zur selben Zeit auch das Frühszeletien erschienen ist. Die Ausfüllung der Subalyuk-Höhle wurde vollständig ausgeräumt. Letztere Höhle kann man heute kaum mehr identifizieren, so daß wir auf die chronologischen Fragen, die hinsichtlich der jüngeren Kulturen vorkommen, und auf die Probleme der Erscheinung und Verbindung der Kultur nur nach der Entdeckung neuer Fundstellen weitere Antworten erwarten dürfen [6]).

Einer der wichtigsten Erfolge der neuen Forschung war die Untersuchung der Lage des Aurignacien, in deren Rahmen vor allem die Ausgrabung der Istállóskő-Höhle, mit anderen Freilegungen ergänzt (Peskö-Höhle, Peskö II-Felsnische, Jankovich-Höhle), in großem Maße die verschiedenen Fragen der Kultur des W-1/2-Interstadials ordnete. Die Fundstellen und Fundmaterialien des Aurignacien faßten früher J. Hillebrand und M. Mottl zusammen und stellten auf ungarischem Gebiet eine mittlere und, in engem

Zusammenhang mit dieser, eine späte Periode fest. An der wichtigsten Fundstelle, in der Istállóskő-Höhle, konnte nur das sog. späte Hochaurignacien und das mit wenig Funden vertretene „Magdalénien" auseinandergehalten werden. Schon die 1947—48 durchgeführten neuen Ausgrabungen veränderten die aus 9 Schichten bestehende Schichtenreihe, und 1950—51 kam eine bisher unbekannte Aurignacien-Schicht zum Vorschein, die in ihrem Charakter eine von der früheren abweichende reiche Knochenindustrie enthielt. Die Ergebnisse der neuen Ausgrabung zeigen, daß die früher in verschiedener Art gegliederte, in der Entwicklung aber für einheitlich gehaltene Kultur in zwei Gruppen im Gebiet des Bükkgebirges lebte. Das Fundmaterial kann formenkundlich, das Alter stratigraphisch klar getrennt werden [7]).

Die Gruppierung und chronologische Einreihung des Aurignacien können wir auf Grund der Erforschung der Istállóskő-Höhle zusammenfassen. Die Industrie des älteren Aurignacien (I) kann in erster Linie mit den „à base fendue"-Lanzenspitzen (unter ihnen kleine Pfeilspitzen) charakterisiert werden. Neben ihnen kommen in der unteren Schichte der Höhle Schulterspitzen, verschiedene Lanzenspitzen, Knochenstab-Fragmente usw. vor. Die Steinindustrie (Klingen, Klingenschaber) ist sehr gering vertreten. Diese Kultur ist in Ungarn älter als im Westen und wahrscheinlich ist sie in Mitteleuropa noch vor dem W-1/2-Interstadial erschienen. Das jüngere Aurignacien, das ohne einer Mischung auf das erstere folgt, kann eigentlich mit dem „Olschewien" von J. Bayer identifiziert werden. Für die vom Aurignacien I genetisch und chronologisch ganz verschiedene Industrie sind die Lautscher (Mladecer) Spitzen charakteristisch. In der Istállóskő-Höhle ergänzt diese Industrie u. a. ein Amulett und eine Knochenflöte. Das Steininventar ist auch viel reicher als in der früheren Kultur (ringsum retuschierte Klingenschaber, eingekerbte Klingen, die früher für die Spätaurignacien-Bestimmung den Ausschlag gaben). Beachtenswert ist in dieser Kultur das Vorkommen moustérienartiger Werkzeuge, daneben eine ganz geringe Mikrolithik (die vielleicht auf den Einfluß einer neuen fremden Kultur hinweisen kann). Endlich zeigt sie auch die Verbindung mit anderen Kulturen, da in der oberen Kulturschicht der Höhle mit dem Fundmaterial des Aurignacien II ein einziges Fragment einer „Hochsolutréenspitze" zum Vorschein gekommen ist.

Die zwei Aurignaciengruppen sind von verschiedener Herkunft. Das Verbreitungsgebiet der jüngeren ist das Bükk-Gebirge, wo sie gleichzeitig mit dem Szeletien lebte und zwar mit der entwickeltsten Periode desselben. Ihr Auftreten ist auch in Transdanubien sporadisch nachweisbar. Diese Kultur kam zu uns von SO, das Zentrum ihrer Ausstrahlung müssen wir in den südöstlichen Alpen suchen, von hier kam sie in die Bükk-Gegend, dann gelangte sie weiter nördlich in die O-Slowakei und nach S-Polen. Dagegen kann der Ursprung des Aurignacien I höchstwahrscheinlich auf den Balkan zurückgeführt werden (Bulgarien). Die ältere Kultur kann nach unseren Beobachtungen gleichzeitig mit dem Frühszeletien sein, was u. a. auch das in die untere Kulturschichte der Szeleta-Höhle eingekeilte, mit à base fendue-Lanzenspitzen charakterisierte Aurignacien oder die Typenmischung in der transdanubischen Gruppe des Szeletien beweist.

Die Zeitbestimmung der beiden Gruppen geschah auf Grund des reichen fauni-

stischen Materials der Istállóskő-Höhle und mit den schon erwähnten petrographischen Untersuchungen. Das Aurignacien I lebte in der Klimaphase mit ozeanischem Charakter, die nach dem W 1 eingetroffen ist — nach dem Klimatypensystem von Milankovitch und Bacsák [8]) — am Anfang jener Periode, die im Göttweiger Komplex mit der unteren Lehmschichte bezeichnet ist. Die jüngere Gruppe kann in die kontinentale, endinterstadiale Periode gesetzt werden, die in diesem Komplex dem Schwarzerde-Horizont entspricht. Die von SO gekommene Kulturgruppe erschien bei uns während des W 1/2, die Lebenszeit fiel in die zweite Hälfte des Zeitalters, nach den geochronologischen Untersuchungen in die Zeit, die vor der Lößbildung des W 2 lag [9]). Neben diesen neuen wichtigeren Beobachtungen müssen wir die Frage des Nebeneinanderlebens des Szeletien und Aurignacien erwähnen. Die Gleichzeitigkeit hat zwei einander ergänzende Beweise: die Chronologie, die teils einander entspricht, und die Werkzeuge, die in den beiden Kulturen gemeinsam vorkommen. Die jüngste Gruppe des Szeletien, die Kultur der oberen Schicht der Szeleta-Höhle, lebte am Ende des W 1/2 (unserer Ansicht nach wahrscheinlich noch länger), und dieses Alter entspricht dem, was die stratigraphische Analyse der Istállóskő-Höhle ergeben hat. In diesem Fundkomplex des Szeletien ist außer den typischen Blattspitzen das ganze Steininventar für das Aurignacien charakteristisch. Daneben kann auch der Einfluß des Gravettien aufgezeigt werden. Auch von der Jankovich- und Bivak-Höhle kennen wir für das Aurignacien charakteristische Werkzeuge (Gerecse- und Pilis-Gebirge). Wir haben schon erwähnt, daß hingegen im Aurignacien II ein Blattspitzenelement die Gleichzeitigkeit mit dem „Hochsolutréen" beweist. Die Lebensform und das wirtschaftliche Leben der beiden nebeneinander lebenden Kulturen beleuchteten die neuen Forschungen. Zweifelsohne sind aber über die heutigen Detailfragen des Aurignacien eben auf diesem Gebiet weitere Untersuchungen nötig. Der Ursprung der Blattspitzenkultur und des Aurignacien ist verschieden, wahrscheinlich auch das Ethnikum. Es gibt keinen einzigen Hinweis, der die Hypothese unterstützen würde, das Szeletien sei eine örtliche Abart des Aurignacien. Die ausgesprochen gebirgsliebende Höhlenansiedlung, die Wirtschaftsweise und die Basis beider war gemeinsam, die Werkzeugarten und das Material dagegen war verschieden. (Als weitere Frage kann aufgeworfen werden, warum die wichtigsten Werkzeugformen bei dem langen Nebeneinanderleben nicht voneinander übernommen worden sind.) Aus den bisher bekannten Fundstellen ersehen wir, daß das Aurignacien und Szeletien niemals ihre Wohnstellen ausgewechselt haben. Außer der Einkeilung des Aurignacien I in der Szeleta-Höhle können wir innerhalb einer Höhle nie den Schichtenwechsel der beiden Kulturen nachweisen. Wir können vielleicht vermuten, daß der Mensch des Aurignacien die W-Seite des Bükk-Gebirges, der des Szeletien die östliche besiedelte. Wenn man aber die Eigenart und Zeitstellung der Schichten berücksichtigt, konnte diese Besiedlung nur periodisch sein.

Die Frage der Gleichzeitigkeit der beiden Kulturen taucht in der Endperiode auf, da die oberste Zeitgrenze beider, besonders aber des Szeletien, auch heute noch ungeklärt ist. Eine einzige positive Angabe ist diesbezüglich das gut datierte Ende der Aurignacien II-Schichte der Istállóskő-Höhle. Das Vorkommen der entwickelten

Szeletien-Blattspitze in dieser bedeutet aber nicht unbedingt auch das Ende des Szeletien.

Der Problemkreis des Aurignacien verengte sich nach der ganzen Aufarbeitung der neueren Ausgrabungen und Fundmaterialien. Die Hauptfragen der Chronologie klärten mehrere Kontrollgrabungen und die umfangreichen Analysen der ungarischen Höhlensedimente genügend. Weitere Fragen bedeuten noch die Umstände des Aufhörens der jüngeren Gruppe, die Verbindungen mit den Nachbargebieten und das Verschwinden vor der einleitenden Phase des W 2. Es folgt in unseren Höhlen auf das Aurignacien kein Solutréen oder Szeletien, es erscheint dagegen die Kultur, die früher als ein Magdalénien bezeichnet wurde, mit mikrolithischer Industrie. Der zeitliche Kontakt dieser beiden Kulturen kann bei weiterer Erforschung noch weitere Erkenntnisse bringen. Mit dem W 2 verbreitet sich in den Freilandgebieten das Ostgravettien. Diese wahrlich historische Änderung, die die ganze Entwicklung des Spätpaläolithikum beeinflußte, könnte mit dem Aufhören, bzw. der Wanderung des Aurignacien II oder mit der gesonderten, fast ohne Verbindung stehenden Lage des entwickelten Szeletien, das an der O-Seite des Bükk-Gebirges wahrscheinlich noch lebte, in Zusammenhang stehen. Im ungarischen Paläolithikum können wir von der Untersuchung solcher und ähnlicher Fragen historischen Charakters weitere Fortschritte erwarten. Da jedes Detail der neueren Ausgrabungen schon mehrseitig aufgearbeitet, das Material in extenso publiziert wurde, können dazu nur weitere Ausgrabungen und neue Fundstellen verhelfen. Bei den neuen Freilegungen müssen wir nicht nur die Bestätigung oder Modifizierung der bisherigen Beobachtungen erreichen, sondern, meiner Ansicht nach, auch das kulturelle Gesamtbild der einzelnen kleinen Gruppen entwerfen können, was sowohl die eingehende Kenntnis ihrer Lebensform als auch des historischen Kulturablaufes bedeuten würde.

Ein viel komplizierteres Problem des ungarischen und ebenso des mitteleuropäischen Paläolithikum ist die Blattspitzenkultur, der Kreis des osteuropäischen Szeletien, das neben den zahlreichen neuen Erfolgen noch immer weitere Untersuchungen benötigt. Die Lösung der Fragen, die seit den alten Grabungen und Feststellungen offen geblieben sind, wurden leider mit neuen Freilegungen nicht erreicht, die neue Untersuchung der alten Fundmaterialien gab aber auch von diesem Kulturkreis ein wesentlich verändertes Bild. Die mit den östlichen Blattspitzenkulturen, mit dem Szeletien, sich befassenden ausländischen Forscher haben vielfach von einander abweichende Ansichten bezüglich der Typologie, Ausbildung und Verbreitung dieses Formenkreises. Der Grund dafür liegt teils darin, daß das Fundmaterial der älteren Ausgrabungen nicht im Ganzen mit der Begleitindustrie zusammen publiziert worden ist, sondern in dem Umstand, daß gerade im Falle der Blattspitzenkulturen ohne Kenntnis der Funde durch Autopsie am schwersten ein zuverlässiges Urteil abgegeben werden kann.

J. Hillebrand teilte das Szeletien (früher Solutréen) in vier einander folgende, sich ununterbrochen entwickelnde Stufen ein. Wir kamen bei der neuerlichen Bearbeitung [10]) der bisherigen Funde dieser Kultur zu dem Schluß, daß die vierte Stufe, das sog. Spätsolutréen (mit „dekadenten Blattspitzen") aus der Reihe der Entwick-

lungsperioden zu streichen ist. Die Fundstellen dieser, die Büdöspest-Höhle und die Puskaporos-Felsnische (in der Nähe der Szeleta-Höhle) sind die gleichzeitigen Werkstätten des entwickelten „Hochsolutréen". Die ganze Kultur ist auch auf zwei Gebietsgruppen zu verteilen. Die jüngste Kultur, die der oberen Schicht der Szeleta-Höhle, die mit ähnlichem Charakter nirgends in Mittel- und Osteuropa zu finden ist, hatte eine selbständige Entwicklung. Ihr Vorgänger war das Protosolutréen, das ältere Szeletien der Bükk-Gegend. Das Szeletien Ungarns ist eine örtliche Kultur, seine Wurzeln sind im Moustérien zu erkennen, dessen Einfluß überhaupt in der Blattspitzen-Industrie Transdanubiens aufzuzeigen ist. Altersmäßig kann diese Kultur im allgemeinen in das W 1/2-Interstadial gestellt werden. Das Frühszeletien ist in erster Linie aus der unteren Schichte der namengebenden Höhle bekannt, wo die Reminiszenzen zu finden sind, die nach F. Prošek [10a]) auf das Moustérien von Tata, unserer Ansicht nach viel eher auf das näher liegende Moustérien der Subalyuk-Höhle zurückzuführen sind. Wir charakterisierten früher die mittlere Stufe des Szeletien mit den Blattspitzen mit dicker Basis der Jankovich-Höhle. In der Gruppierung der Blattspitzenkultur ist dies vielleicht die wichtigste Änderung auf dem Gebiet der Herleitung eben dieser Industrie.

Das Szeletien hat zwei geographisch verschiedene Gruppen, die nach den neuen Untersuchungen auch von verschiedener Herkunft sind: die Gruppe des Bükk-Gebirges und die Transdanubiens [11]). Die erste entwickelt sich lokal, vielleicht ist die letzte Phase dieser das „Hochsolutréen" der Szeleta-Höhle, während letztere zu den von uns westlich liegenden Gebieten, vor allem zu Süddeutschland Verbindungen hat. Diese Feststellung von L. Vértes, die er in erster Linie mit der typologischen Analyse der Blattspitzen der Jankovich-Höhle unterstützt, kann eigentlich auf das „Präsolutréen" von G. Freund, das eine ausgedehnte Diskussion verursachte, zurückgeführt werden. G. Freund hat die Blattspitzenkulturen Ungarns auch auf ein „Präsolutréen" und Solutréen aufgeteilt. Unserer Ansicht nach entspricht keine der beiden Bestimmungen ganz den Tatsachen. Abgesehen davon, daß die Gruppe Transdanubiens einen von der des Bükk-Gebirges deutlich abweichenden Charakter besitzt, könnte auch die Richtung ihres Ursprunges eine andere sein.

Die Industrie der Gruppe Transdanubiens hat starke Moustérien-Elemente, die typologischen Analogien weisen auf Kösten, Ranis, Mauern, Ofnet, usw. Es gibt aber an der wichtigsten Fundstelle, in der Jankovich-Höhle, zwischen den archaischen Werkzeugen auch ganz entwickelte Blattspitzen. Es kann möglich sein, daß die alte stratigraphische Trennung nicht ganz einwandfrei gewesen ist, wir müssen aber auch den Gedanken aufwerfen, ob wir es nicht wenigstens in einigen Fällen mit unvollendeten Halbprodukten zu tun haben. In dieser Hinsicht ergaben leider die neuen slowakischen Grabungen ebensowenig wie die Kontrollgrabung in der Jankovich-Höhle bessere Aufschlüsse.

Das Szeletien unseres Gebietes ist also nicht eine Kette von aufeinanderfolgenden, genetisch zusammenhängenden Kulturstufen. Zwar ist auffallend, daß gerade im Karpathenbecken während einer längeren Periode sich mehrere blattspitzenführende Gruppen entwickeln. Die Richtigkeit der Benützung der Nomenklatur „Szeletien", die

ursprünglich der Kultur der Szeleta-Höhle entsprach, ist aber damit fraglich geworden. Die jüngste Stufe, die Kultur der oberen Schichte der Szeleta-Höhle (mit außerordentlich feinen Blattspitzen und einer Begleitindustrie mit Aurignacien-Charakterzügen), kann eine spezielle Gruppe sein, die sich örtlich entwickelte und deren Einfluß nirgends aufzuzeigen ist. Ihre Blattspitzen, ja der Gesamthabitus der Industrie weicht nicht nur vom „Szeletien" Transdanubiens und den Funden der Slowakei, sondern auch von jenen Westeuropas ab. Die früher angenommene Verbindung zwischen dem französischen und ungarischen Solutréen, die sich auf eine mechanische Wanderungstheorie stützte, kann schon wegen der wesentlichen typologischen Abweichungen, aber auch wegen der wesentlichen Altersdifferenzen nicht möglich sein. Wir neigen daher eher zur Ansicht, daß die Formen des Solutréen (darunter verstehen wir die Gruppen des Präsolutréen, mittleren und älteren Protosolutréen, bzw. älteren und jüngeren Szeletien usw.) mit verschiedenem Alter und von verschiedenen Gebieten, sich von einander unabhängig, unter der Mitwirkung vielfältiger Faktoren ausbilden konnten.

Die Herausstellung der drei Perioden des slowakischen Szeletien basiert auf der ungarischen Einteilung. F. Prošek beobachtete aber auch, daß das „Hochsolutréen" eine ganz alleinstehende Gruppe repräsentiert. Wir meinen, daß die Kultur des slowakischen Gebietes von der des Bükk-Gebirges abweicht, zur Gruppe Transdanubiens gehört und ihre Perioden wahrscheinlich die eigene Entwicklung [12]) zeigen. In der Frühperiode erscheinen ausgesprochene Moustérien-Typen, die viel eher für den Vorgänger oder für eine Frühphase der transdanubischen Gruppe zu halten sind, als für die Äquivalente der von der unteren Schicht der Szeleta-Höhle her bekannten, ähnlichen Stücke. Die mittlere Stufe entspricht der Kultur der Jankovich-Höhle und der mit ihr verknüpften anderen Fundstellen. Die noch entwickeltere, wesentlich jüngere Stufe dieser Gruppe könnten jene tschechoslowakischen Fundstellen sein, die schon in das W 2 gehören. Wir sehen die Analogien zu dieser Kultur, die als eine ältere Phase von den slowakischen Freilandstationen bekannt ist, in den Blattspitzen, die in der Umgebung der Gemeinde Hont zum Vorschein gekommen sind (Ipel-Tal). In diesem, aus einigen Werkzeugen bestehenden Fundmaterial sind auch die Blattspitzen verschieden „entwickelt" [13]).

Endlich hat das Szeletien noch eine ganz eigenartige Erscheinungsform, den Komplex von Moravány Dlhá, dessen Pappelblattspitze bei uns bisher nur mit einem einzigen Exemplar, stratigraphisch ungenau bestimmt, vertreten ist (Miskolc, Petöfi-Gasse). Auf Grund der neueren slowakischen Forschung gehört auch dieses Stück in das W 1/2-Interstadial.

Die Diskussion geht im allgemeinen um Fragen der Chronologie, die durch die mangelhaften stratigraphischen Beobachtungen der älteren Grabungen aufgeworfen werden. Die Lösung wird nicht nur wegen des Fehlens neuerer Ausgrabungen, sondern auch dadurch erschwert, daß wir das Szeletien, mit Ausnahme einiger Streufunde von Freilandstationen, noch nicht kennen, bzw. die Analyse der slowakischen Profile auch andere Ergebnisse erbracht hat, als unsere Feststellungen.

Ein ganz anderes Problem bedeutet die Verbreitung oder Wanderung, das Erscheinen der Kultur in den benachbarten Gebieten, also das Verhältnis der beiden

ungarischen Gruppen zu den Blattspitzenindustrien der Nachbarländer, in denen sie schwächer vertreten sind. Wir müssen Ungarn in dieser Hinsicht zweifelsohne als ein Zentrum betrachten. Es kann festgestellt werden, daß die slowakischen, vielleicht auch die mährischen Funde mit der Gruppe Transdanubiens in Zusammenhang stehen. In Österreich kann kaum ein blattspitzenführendes Material gefunden werden. Das polnische Gebiet könnte Verbindungen mit der Gruppe des Bükk-Gebirges haben (Mammutowa, Koziarina). Es ist auch wahrscheinlich, daß eine von der Bükk-Gruppe abweichende Blattspitzen-Gruppe während des W 2 nach Niederösterreich gelangte und dort die schon von J. Bayer erwähnten kulturellen Kreuzungen zustande brachte. Es kommen, so wie auch in Mähren, im Gravettien des W 2, aber auch im W 3, bifaziale Geräte vor, was vielleicht darauf hinweist, daß eine gewisse Form der Blattspitzenkultur in Spuren das bei uns bestimmte W 1/2-Interstadial überlebte. Der Ursprung dieser Erscheinungen im Gravettien Österreichs und Mährens ist heute noch unsicher.

Mit diesen Problemen verknüpft ist die Frage nach der oberen Zeitgrenze des ungarischen Szeletien. Das Fundmaterial des jüngsten Szeletien hat einen sehr jungen Charakter, der noch in der oberen Schichte der Szeleta-Höhle durch einige ausgesprochene Gravettien-Werkzeuge betont wird. Das Ende der Lebenszeit der Kultur können wir aber auch hier, wie auf den anderen bisher bekannten Fundstellen, nicht fixieren. Die paläontologischen Angaben weisen in gewissem Maße auf ein Kälterwerden des Klimas (W 2?), es fehlen aber in unseren Höhlen infolge früherer Grabungen die oberen Schichten und wir haben darum keine Kontrollmöglichkeit. Abgesehen von diesen Schwierigkeiten halten wir es trotzdem nicht für unwahrscheinlich, daß das Szeletien auch im W 2 lebte. Unsere Hypothese wird indirekt durch die Beobachtungen in den benachbarten Gebieten unterstützt. Z. B. ist das Szeletien der Jankovich-Höhle ohne Zweifel älter als die obere Schicht der Szeleta-Höhle. Ihre Kultur ist mit der slowakischen Fundstelle Dzeravá Skála identisch, die hier an der Basis des W 2 liegt. Somit ist es fraglich, ob das jüngere entwickelte Szeletien noch vor dem W 2 enden konnte. Es kann festgestellt werden, daß das Gravettien Verbindungen mit dem entwickelten Szeletien hatte. Wir kennen westlich von uns das örtliche Weiterleben des Aurignacien und auch Mischungserscheinungen. Die verstreuten „solutroiden" Geräte des Gravettien Österreichs und Mährens können die Einschwemmung der Blattspitzenkultur in die für sie fremde kulturelle Umwelt bedeuten.

Außer der Gruppierung und den chronologischen Problemen können hier auch jene Betrachtungspunkte weiterführen, die wir schon bei der Besprechung des Aurignacien erwähnt haben: die innere, ökonomische, historische Untersuchung der Komplexe von den bekannten Fundstellen. Wir halten hier für einen wichtigen Erfolg der neuen Forschung den Aufschluß des Bergbaues von Lovas (in der Nähe des Plattensees), da sich hier neben den Blattspitzen ein Spalt zum Einblick in das Leben des Menschen des Szeletien eröffnet hat.

In den beiden Erdfarbengruben zum Vorschein gekommenes, reiches Fundmaterial besteht überwiegend aus Knochen- und Geweihgeräten, die zum Bergbau gedient haben. Die Kultur wird durch eine einzige Blattspitze als in die transdanubische

Gruppe gehörend bestimmt. Altersmäßig gehört sie in die erste Hälfte des W 1/2. Der Kreis der Szeleta-Höhle an der Ostseite des Bükk-Gebirges zeigt eine geschlossene Gruppe. In deren Ausbildung muß die geographische Lage unbedingt eine große Rolle gespielt haben, was wir in siedlungsarchäologischer Hinsicht am ehesten als eine „vorteilhafte Isoliertheit" bezeichnen könnten. Es scheint, daß dieses Gebiet unmittelbar vorher oder vielleicht auch schon früher östlichen Einflüssen unterworfen worden ist als das Becken des Landes. Es ist jedenfalls auffallend, daß vor der Steppenphase des W 2 sowohl das Aurignacien als auch das Szeletien verschwinden — oder das letztere sich isoliert. Eine Begründung dafür könnte im Ethnikum des Gravettien gesucht werden, dessen Lebensgebiet — im Gegensatz zu beiden Kulturen, die ökonomisch an die Berge und Höhlen gebunden sind — in flachen oder hügeligen Gegenden liegt, dessen Gruppen dem Renntier folgen und dessen Ansiedlungen im allgemeinen in Flußnähe liegen. Wir meinen, daß ein wesentlicher Unterschied auch in ökonomischer und gesellschaftlicher Hinsicht in der Platzeroberung der neuen Kultur gegenüber den kleinen, zerstreut lebenden Jagdgruppen des Aurignacien und Szeletien lag.

Ein wichtiges Gebiet in der Paläolithforschung des letzten Jahrzehnts war das Spätpaläolithikum, der Gravettien-Komplex des ungarischen Gebietes, in erster Linie die Erforschung des schon früher bekannt gewesenen „Lößmagdalénien". Die Grundlagen dazu mußten durch die Überprüfung des alten Fundmateriales geschaffen werden, was gleichzeitig den Beginn der Erforschung der bisher vernachlässigten Freilandstationen bedeutete [15]). Die schon früher bekannten Lößansiedlungen wurden nicht nur typologisch, sondern auch hinsichtlich ihres Ursprunges in das Magdalénien im westlichen Sinne eingereiht. Die Umwertung geschah genau so wie in Österreich und anderen Gebieten. Es gelang, das Spätpaläolithikum mit den benachbarten Gebieten in eine den kulturhistorischen Tatsachen entsprechende Verbindung zu bringen. Mit der Revision der Funde und der stratigraphischen Untersuchung der Fundstellen bildete sich jenes Gebiet der Forschung aus, auf dem heute bei uns die meisten Möglichkeiten hinsichtlich neuer Grabungen als auch entsprechender Methoden zu erreichen sind. Bei dieser Arbeit schälten sich nicht nur neue Fundstellen-Gruppen heraus, so in der Gegend des Donauknies und im Ipeltal, sondern es wurde auf einmal die Anwendung der lößstratigraphischen Methoden notwendig. Nicht zuletzt rückte diese Arbeit auch die neuen siedlungsarchäologischen Methoden in den Vordergrund.

Bei uns nimmt die mit dem W 2 beginnende Periode im Ganzen das Gravettien ein. Das können wir behaupten, trotzdem unsere Lößansiedlungen zum überwiegenden Teil noch unaufgeschlossen sind und bei der chronologischen Einreihung und Gruppierung sich noch einige Unsicherheiten zeigen. Statt einer Materialvorlage oder der Mitteilung von Detailuntersuchungen von Fundstellen fassen wir hier nur die bisher gewonnenen Ergebnisse und die bis heute noch bestehenden Probleme zusammen [16]).

Wenn wir die Ausbildung und den Gang der Verbreitung des mittel- und osteuropäischen Gravettien betrachten, erkennen wir zweifelsohne, daß diese Kultur nur mit einem fremden, östlichen Ethnikum, mit einem Vordringen desselben in Verbindung zu bringen sein kann. Nicht nur das Geräteinventar, sondern in erster Linie

die Siedlungs- und Wirtschaftsform und die von den früheren Kulturen abweichende Jagd usw. unterscheidet diese Kultur scharf von den anderen, die früher hier und in den benachbarten Gebieten lebten. Für ganz unwahrscheinlich halten wir die manchmal noch auftauchende Hypothese, nach der das Gravettien sich aus dem örtlichen Aurignacien infolge innerer Änderungen entwickelt hat. In der osteuropäischen Ebene ist dies die älteste Kultur des Jungpaläolithikum, während bei uns kein Aurignacien gelebt hat, aus dem sich das Gravettien ausbilden hätte können. Dem gegenüber kann es gut wegen seiner raschen Ausbreitung in der Donaugegend bestimmt werden. Auch das gemischte Auftreten an manchen Stellen mit dem Aurignacien sowie viele von Osten bis Westen bekannte Charakterzüge können nur mit dem Einströmen eines neuen Ethnikums erklärt werden. Wegen der geographischen Lage unseres Landes müssen wir in erhöhtem Maße die zahllosen Fundstellen außerhalb der Karpathen im Auge behalten (die Gruppen des Don-Dnjestr und die rumänische in der Pruth-Gegend).

Die Verbreitung der Kultur erfolgte wahrscheinlich durch mehrfache Wanderung. Im Laufe der Untersuchungen kristallisierte sich ein hypothetischer Wanderungsweg außerhalb des ungarischen Lößbeckens heraus. Es scheint, daß das Gravettien zuerst in den Flußtälern der uns umringenden Gebirge erschienen ist. Das unmittelbare Einströmen auf das ungarische Gebiet erfolgte von Norden und Nordosten her, gelang aber, die Karpathen umgehend, von SO her auch nach Siebenbürgen. Die Kultur besetzte, wie wir auf Grund des heutigen Standes der Forschung wissen, in erster Linie einige Stellen Transdanubiens. Wenn wir die Ansiedlungsspuren betrachten, müssen wir mit dem Vorhandensein einer größeren Menschenzahl rechnen als zur Zeit des isolierten Aurignacien und Szeletien. Menschengruppen bzw. kleinere Ansiedlungsspuren kennen wir aus dem Gebiet zwischen der Donau und Theiß schon, während in der östlichen Hälfte des Landes diese Kultur noch fehlt. Das einzige Vorkommen ihrer Geräte hier ist nur sporadisch in der oberen Kulturschicht der Szeleta-Höhle. Ein weiteres Detailproblem bedeutet, daß diese Typen von abweichendem Charakter im Gravettien-Komplex sind. Zur Zeit des frühesten Erscheinens der Kultur bedeutete ein Problem für uns die Gravettien-Aurignacien-Mischgruppe der Ostslovakei. Auch hier handelt es sich um Freilandstationen. In diesem Material aus unsicher bestimmten Wohngruben sind unserer Ansicht nach auch schon ganz frühe Spuren des Gravettien aufzuzeigen. Auf unserem Gebiet können wir das früheste Erscheinen der Kultur kaum erfassen, da die Lößansiedlungen bei uns alle viel jünger sind als die in anderen Gebieten nachweisbaren Frühperioden (W 2/3, W 3). Wir könnten die Hypothese aufstellen, daß das Gravettien in seiner Frühphase kaum in das ungarische Becken gelangen konnte, sondern nördlich von uns nach Westen zog, wo es an der Basis von W 2, in Spuren vielleicht auch schon etwas früher nachzuweisen ist.

Die ersten Spuren des Gravettien im Mitteldonauraum können wir wahrscheinlich in die Tundrenphase des W 2 stellen. Beachtenswert sind in dieser Hinsicht die neueren Fundstellen von Parassa (Ipel-Tal), wo in einem Freiland-Material, das etwa dem österreichischen Spätaurignacien ähnlich ist, charakteristische, östliche Stichelformen auftreten. Auch einige atypische Kerbspitzen bzw. Klingen sind zu finden,

während die typischen Gravettespitzen noch fehlen [17]). Auf Grund der typologischen Vergleichsuntersuchung ist diese Kultur jünger als die Schicht Willendorf II/4, aber älter oder weniger entwickelt als die Schichte 5. Auf östlichem Gebiet ist sie mit der Kultur von Kostjenki I äquivalent, mit der sie auch direkt in Verbindung steht. Ihre näheren Parallelen sind auf slowakischem Gebiet und in der SO-Ecke Siebenbürgens, in Sita Buzaul, zu finden. Ein interessantes Phänomen ist im Material von Parassa I—II zu beobachten, und zwar zeigt ein Teil der Werkzeuge eine sekundäre Bearbeitung. Es scheint, als ob man einige Werkzeuge umgestaltet oder in einer späteren Periode von neuem benützt hätte. Natürlich wäre es sehr günstig, diese Erscheinung mit dem Einströmen des Ethnikums des Gravettien in Zusammenhang bringen zu können. Als eine weitere, viel spätere Zuwanderung kann die Gruppe des Donauknies aufgefaßt werden, wo wir 14 Ansiedlungen, bzw. Siedlungsspuren kennen lernten.

Ein weiteres Problem des ungarischen Spätpaläolithikum ist, daß, je nachdem in welcher Weise die Jagdgruppen des Gravettien in die südlicheren, inneren Teile des Landes gelangt sind, die jeweilige Industrie einen von den benachbarten Gebieten abweichenden Charakter besitzt, ein „modifiziertes" Gravettien darstellt. Bei der Ausbildung dieses Geräteinventars, das wir mit Ságvár am besten charakterisieren können, konnten viele Faktoren mitwirken, — so die isolierte geographische Lage, die Richtung der Verbindungswege, die Tatsache, daß diese Ansiedlungen entfernter von der weiter nördlich verlaufenden Verbreitungslinie des Gravettien lagen, — es konnte aber selbst auch der Charakter der Ansiedlung, die Qualität des benutzten Rohmateriales eine Rolle spielen. An der wichtigsten, auch heute noch aufgeschlossenen Ansiedlung, in Ságvár, südlich vom Plattensee, liegen zwei Kulturschichten untereinander, zwischen denen eine wesentliche Tiefendifferenz besteht. Die Industrie weist aber auf eine wiederholte Niederlassung desselben Ethnikums hin. Im Werkzeuginventar finden wir Schaber, wenige Stichel, Klingen, Klingen mit gestumpftem Rücken, Mikrogravetten, die meist aus Kieseln verfertigt wurden, was ihre Bearbeitung natürlich weitgehend beeinflußte. Die Art der Ansiedlung, die Feuerstellen, die schon früher ausgegrabenen „Gluthalterlöcher", der Abfall, die Lage der Knochenhaufen usw. sind überhaupt in den osteuropäischen Ansiedlungen gleichen Alters ganz ähnlich.

In den 30-er Jahren kam ein Fundmaterial mit demselben Charakter östlich von Ságvár, am rechten Ufer der Donau, in Dunaföldvár, zum Vorschein, dann in der Nähe der Theiß, in Szeged-Öthalom, wo auch zwei Siedlungsschichten zu finden sind. Nach der Aufarbeitung der älteren Fundmaterialien können wir diese in dieselbe Kulturphase einreihen und wahrscheinlich ist auch ihr Alter annähernd gleich. Bei der Suche nach Verbindung zu diesen Fundstellen fällt unwillkürlich die SO-NW-liche oder verkehrte Wanderungsrichtung zwischen Ungarn und Österreich auf, auf die wir auch in der österreichischen Forschung einige sporadische Hinweise finden (Langmannersdorf, Kamegg). Der südlichste Punkt dieses Wanderungsweges auf unserem Gebiete ist Szeged-Öthalom und es scheint sehr wahrscheinlich, daß die kleinen

Ansiedlungsspuren in der Bácska, auf jugoslawischem Gebiet, auch zu dieser Kulturgruppe gehören.

Ohne daß wir hier diese Kultur formenkundlich charakterisieren wollen, kann bei Betrachtung ihrer Verbindungen festgestellt werden, daß sowohl die Siedlungsart als auch das Geräteinventar von Ságvár in einem auffallenden Zusammenhang mit einem Teil der am Westrand der östlichen Ebenen liegenden Ansiedlungen steht, in typologischer Hinsicht in erster Linie mit den Ansiedlungen des Kostjenki IV-Kreises. Die nächsten Analogien zu ihrer Industrie finden wir in der obersten Schicht von Kostjenki IV, in Borsevo II, in Žuravka, Wolodimirivka und vielen podolischen Ansiedlungen. Wegen der östlichen Zusammenhänge bedeutet es ein weiteres Problem, daß wir hier nicht eine unmittelbare SO-liche Einströmung des Gravettien beobachten können. Es fehlen aber zur Unterstützung dieser Theorie auch innerhalb des Karpathenbeckens die zusammenknüpfenden Ansiedlungen. Wir müssen bei der Lösung dieser Frage auch mit dem heutigen Stand der Forschung rechnen und glauben uns nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die Ansiedlung von Ságvár in der Mitte Transdanubiens, weit entfernt vom Gravettien des Donauknies, zwischen Mittel- und Osteuropa nicht ganz allein lebte. Im Gravettien der Tschechoslowakei ist kein einziges ähnliches Fundmaterial, ganz abweichend sind auch die österreichischen Ansiedlungen, von Langmannersdorf abgesehen, das wir viel eher für eine spät zugewanderte Kultur mit SÖ-lichen Verbindungen als für ein Reservat des Aurignacien halten. Es stimmen nicht nur die typologischen und technologischen Eigenschaften der beiden Ansiedlungen überein, sondern auch die Begleitfunde, die Siedlungsart und wahrscheinlich auch das Alter. Es bedeutet eine Abweichung, daß die eine eine Renntierjäger-, die andere eine Mammutjägeransiedlung war. Das ist aber nicht eine Abweichung der Kultur, sondern wurde durch die verschiedene geographische und floristische Umgebung bedingt. Wir neigen zu der Auffassung, daß die kleine Abweichung im Werkzeuginventar auch auf die verschiedene Jagd sowie auf den seßhafteren oder mobileren Charakter der Siedler zurückzuführen ist, daß auch die örtlichen Umstände die Lebensform beeinflußten und ausbildeten. Das alles zusammen kann vielleicht in der historischen Erkenntnis mehr bedeuten als die schematische typologische Einordnung [18]).

Im Erkennen der Siedlungsverhältnisse des Gravettien und den Fragen nach dessen historischer Wanderung halfen die Ausgrabungen der letzten Jahre wesentlich weiter. In Ságvár war unser Ziel in erster Linie die Kontrolle einiger Beobachtungen der älteren Grabungen und die eingehende Untersuchung der Siedlungsweise [19]). Die Ausgrabung brachte daneben ein verhältnismäßig reiches Fundmaterial zum Vorschein. Mit der Untersuchung der neuen Steingerätindustrie trat noch besser der Zusammenhang von Ságvár mit einigen östlichen Ansiedlungen hervor. Zum ersten Mal kamen Geweihgeräte (Hacke, bzw. Spitzhacke) zum Vorschein — auffallende Analogien finden wir zu diesen z. B. in Mezyn — das neue Fundmaterial ergänzen noch ein Lochstab und mehrere Begleitfunde (so Hämatitstücke, Eisenkonkretionen usw.). Die Siedlungsverhältnisse betrachtend kann festgestellt werden, daß, trotz der einheitlichen Kulturschicht, die Bewohner der Ansiedlung mit kurzen Unterbrechungen

hier lebten. Das kann wahrscheinlich damit in Zusammenhang stehen, daß überwiegend auf das Renntier gejagt wurde. In der Ansiedlung selbst scheint, wenn wir das Vorkommen der Steinwerkzeuge in Betracht ziehen, in erster Reihe die Lederbearbeitung erfolgt zu sein. Noch nähere siedlungsarchäologische Angaben erbrachte der Aufschluß einer gut rekonstruierbaren Wohngrube [20]), die sehr schön mit den in ihrer Umgebung gefundenen Feuerstellen, einigen Abfallhaufen, „Knochenaufschlagstellen" und kleinen Werkstätten ergänzt werden kann. Auf Grund mehrerer neuer Beobachtungen meinen wir, daß Ságvár ein Winteraufenthaltsort gewesen ist.

Damit kehren wir wieder zu den Fragen der weiteren Verbindung dieser Kultur zurück. Der Bewegungsraum der Bewohner der Ansiedlung reichte nördlich wahrscheinlich nur bis zur N-Seite des Plattensees, südlich bis zum Mecsek-Gebirge, die Verbindungen aber direkt oder indirekt bis zur Tokajgegend oder noch weiter. Das „modifizierte" Gravettien der Steinindustrie bedingte vielleicht eben der Charakter der Ansiedlung, aber noch viel eher das verwendete Rohmaterial. Dieses beeinflußte noch weitergehend den typologischen Charakter und die Menge der Werkzeuge in den an Rohmaterial noch ärmeren Gebieten, den zu Ságvár gehörenden kleinen Jagdniederlassungen.

Mit Absicht besprechen wir das Fundmaterial des Gravettien, das das ungarische Paläolithikum in den letzten Jahren mengenmäßig sehr bereicherte, nicht. Wir erwähnen lieber jene Standpunkte, die die heutige Forschung neben den alten Methoden und neben der systematischen Aufarbeitung in den Vordergrund stellt.

Von den Ansiedlungen in der Umgebung des Donauknies sind auf Grund des bisherigen Fundmaterials nur Szob und Ságvár ähnlich (Ipel-Mündung). Die unmittelbar neben dem Fluß liegende Niederlassung von Szob hat auch zwei Siedlungsniveaus, die trotz ihrer großen Ausdehnung auf einen Übergangsaufenthalt hinweisen. Das Steininventar ähnelt in vielen Zügen dem von Ságvár, was schon deswegen auffällt, weil wir hier die Menge der atypischen und halbfertigen Geräte nicht einmal, wie bei der vorgenannten Siedlung, mit Rohstoffmangel erklären können. Das Fundmaterial ist aber noch zu gering für eine Vergleichsmöglichkeit. Beachtenswert ist hier die ausgesprochene Anhäufung von Schmucksachen sowie, nach den alten Beobachtungen, ihre Auswahl und Gruppierung und weiters die vielen verschiedenen, meistens kleinen Feuerstellen. Gerade darum ist, in Verbindung mit den bei Ságvár offen gebliebenen Fragen und Problemen, die vollständige Aufschließung dieser Ansiedlung eine unserer nächsten Aufgaben.

Die kleineren Siedlungsspuren nördlich der Donau (Zebegény, Nagymaros, Nógrádveröce, zwischen Szob und Vác) gehören kulturell zu der größeren Ansiedlung von Pilismarót. Der siedlungsgeographische Charakter und die Industrie dieser Ansiedlungsgruppe weicht von den oben besprochenen ab und wahrscheinlich ist auch das Alter verschieden. Wir halten sie für eine andere Facies des Gravettien. Die Werkzeuge sind hier viel besser bearbeitet, zugleich ist auch das Rohmaterial viel besser. Es kommen bestimmte Typen vor, wobei bei einem Typ oft das Ausmaß der Geräte gleich ist, was auf eine entwickelte Kultur hindeutet. Auf Grund des reicheren Fundmateriales meinen wir, daß diese Kultur mehr Verbindung mit den Ansiedlungen

Niederösterreichs hatte (mit Ausnahme von Langmannersdorf). Da die Verbindungen von Ságvár in typologischer Hinsicht deutlich nach Rußland weisen, kann hier ein klarer Einfluß der Kostjenki-Kultur aufgezeigt werden. Dieser kam, wie die Gruppe selbst, vom slowakischen Gravettien, wo typologisch die besten Anknüpfungspunkte zu finden sind. Die Analogien zu den Geräteformen kommen in Moravány-Zakovska, in kleinerer Zahl im Fundmaterial von Podkovica mit ausgesprochenem Kostjenki-Charakter, und auch in einigen südslowakischen Streufunden vor. Ob hier eine einzige Einwanderung in das Gebiet das Donauknies geschah, ob diese Spuren die Ansiedlung desselben Ethnikums zeigen oder ob die Renntierjägergruppen in verschiedenen Zeiten gekommen sind, kann nur nach weiteren Untersuchungen entschieden werden.

Es gibt in der Chronologie des Gravettien noch viele Probleme. Neben der Aufarbeitung und Umwertung des Materials, sowie der Datierung der bisherigen Fundstellen, erfolgte auch die stratigraphische Untersuchung derselben. Dabei haben wir die pedologischen Methoden in den Vordergrund gestellt. Die Ergebnisse haben wir mit dem schon erwähnten Klimatypensystem zu parallelisieren versucht mit dem Ziel, den Zeitansatz der Schichten einzelner Ansiedlungen innerhalb engerer Grenzen zu erhalten. Die Untersuchungen konnten aber ohne neue Aufschließungsarbeiten an stratigraphisch kompletten Profilen nicht geschehen, daher bekamen wir meistens unsichere Daten. Abgesehen aber von den Fragen der Lößstratigraphie beinhaltet das bisher benutzte System an sich in seiner Klimatypen-Auswertung und in der geochronologischen Parallelisierung so viele Probleme, daß wir andere Wege suchen müssen. Das Gravettien lebte in unserem Gebiet vom W 2 bis zum Ende des W 3, mit seiner Weiterentwicklung sogar noch länger. Die genauere chronologische Einreihung der beiden angenommenen Facies können wir aber vorläufig nur bedingt angeben. Wir stellen von den zwei wichtigeren Fundstellen die Ansiedlung von Pilismarót nach den neuen stratigraphischen Untersuchungen in die Steppenphase des W 3, während das Alter von Ságvár mit Ende W 2/3—Anfang W 3 angenommen werden kann. Auf Grund der nicht stratigraphischen, sondern neuen archäologischen Fundauswertung kann aber eine jüngere Zeitstellung nicht ausgeschlossen werden.

Das Gravettien gibt auch in Ungarn wie in den benachbarten Gebieten der Forschung die meisten Probleme auf. Es geht nicht nur um die genaue chronologische Einreihung und die Bestimmung der Facies, sondern wir finden auf diesem Gebiet die meiste Möglichkeit, wirklich das Ethnikum selbst, seine Wanderungen und kleineren Bewegungen, die Verbindungen zueinander und auch die ökonomisch-gesellschaftlichen Beziehungen historisch erfassen zu können. Auf diese Arbeit wirkten bei uns in erster Linie die Methoden, die die österreichische Forschung in den Vordergrund gestellt hat, die Möglichkeiten der ausgedehnten Kulturanalysen [21]), teils aber auch die sehr guten Erfolge und praktischen Methoden der russischen Siedlungsforschung. Die siedlungsarchäologischen Methoden können natürlich viel besser in der Freilandforschung als in den Höhlen angewendet werden. Wir halten diese und die noch unausgebeuteten paläoethnographischen Beziehungen für grundsätzlich. Wir müssen in kulturhistorischer Beziehung auch im Auge behalten, daß unser Gebiet — nicht in den Methoden, sondern in der Ausbildung des Spätpaläolithikum — zwischen

Mittel- und Osteuropa liegt. Es ist ein Verbindungsgebiet, die Probleme sind nur gemeinsam mit der Forschung der Nachbarländer zu lösen.

Eine Abart des Gravettien bildet bei uns die „Mikrogravettegruppe" oder das „Höhlengravettien", das früher auch als jüngeres Magdalénien bestimmt wurde. Derartige Funde sind hauptsächlich aus den oberen Pleistozänschichten der Höhlen der NO-Ecke Transdanubiens bekannt. Für das archäologische Fundmaterial sind die ganz kleinen Klingen a dos rabattu und die Mikrogravetten charakteristisch. Der Grund für die Umgrenzung dieser Gruppe liegt teils im Charakter derselben, teils darin, daß andere Geräte fast kaum, an der wichtigsten Fundstelle, in der Pilisszántó-Felsnische, überhaupt nicht zu finden sind. Nach den neueren Untersuchungen ist diese Fundstellengruppe in enger Verbindung mit dem Gravettien des W 2—3. Sie entwickelte sich gleichzeitig mit diesem und kam wahrscheinlich ebenso von N hierher wie die Kultur der naheliegenden Freilandstationen [22]). Das Material der einzelnen Fundstellen hat verschiedenes Alter, ist zum größten Teil W 3- bis postglazialzeitlich. Nach einigen Beobachtungen ist die Mikrolithik umso häufiger zu finden, je jünger die Fundstelle ist. Neben dem Gravettien hat schon J. Hillebrand den anderen Faktor dieser Kultur erkannt, die Einwirkung des Swidérien (die rückseitige Bearbeitung der Geräte, die Swidryspitze). In ihrer jüngeren Periode ist auch das Segment zu finden, das im W 3 auftritt und zu den postglazialen Industrien überführt. Wir kennen die Analogien zu dieser Höhlenmikrolithik teils von den östlichen epipaläolithischen Fundstellen, teils von den tschechoslowakischen Gravettien-Ansiedlungen. Beachtenswert sind die sporadisch vorkommenden Knochengeräte und andere Knochengegenstände, z. B. das verzierte Amulett der Jankovich-Höhle, die auch die Verbindung der Gruppe mit ferneren Gebieten zeigen (Mezyn, Pavlov). Es ist heute sehr notwendig, daß wir uns mit dem Fundmaterial, ältere Angaben über diese Gruppe zusammenfassend und durch Kontrollgrabungen ergänzend, beschäftigen.

Die starke Verbindung der Mikrogravettegruppe mit dem Ostgravettien wirft die Frage auf, ob wir sie als eine selbständig entwickelte, überspezialisierte, in der Umgebung des gleichzeitigen Gravettien gesondert lebende Gruppe betrachten, oder, wofür wir auch Hinweise haben, ob diese Höhlen am Rande des Gebirges nicht gelegentliche Jagdlager der Menschen der Freilandstationen gewesen sein können. Das könnte eben der überspezialisierte Werkzeugbestand beweisen — es gibt nur zwei Arten von Geräten — oder z. B. die ältere Beobachtung von T. Kormos, daß in der Pilisszántó-Felsnische (wo mehr Fundmaterial zum Vorschein gekommen ist als an den anderen Fundstellen zusammen) die Jagdbeute weitergeschleppt wurde. Nach den neueren Ausgrabungen in der Jankovich-Höhle neigt L. Vértes zu der Ansicht, daß die Bewohner dieser Höhlen eine überspezialisierte, abgeschlossen entwickelte Gruppe der sog. „Höhleneskimos" gewesen sind, die genetisch mit dem Gravettien verbunden ist und eine örtliche Erscheinungsform desselben darstellt [23]). Leider haben wir dazu ein zu geringes Fundmaterial, als daß wir uns ein zuverlässiges Bild von der Beziehung dieser Fundstellen zum lokalen Freiland-Gravettien schaffen könnten.

In der Entwicklung des Spätpaläolithikum führt uns die Zeitbestimmung dieser mikrolithischen Industrie weiter. Die neueren Ausgrabungen und älteren Beobachtun-

gen beweisen, daß diese Industrie schon in der Tundrenphase des W 2 erschienen ist. Sie konnte also zeitlich auch mit den Kulturen des W 1/2 in Kontakt sein [24]). In den Höhlen Transdanubiens ist sie schon W 3-zeitlich und in der Felsnische von Pilisszántó führt sie in die postglaziale Zeit über. Einige Angaben zeigen, daß die Höhlenmikrolithik sich bis zum Mesolithikum erhalten konnte [25]).

Das Gravettien des W 3 und die Mikrolithindustrie der Höhlen führen in die postglaziale Periode, dann füllen im Epipaläolithikum die weiterlebenden Formen dieser und die Gruppen mit Gravettien- und Swidry-Komponenten die anscheinende Lücke aus, die sich bei uns vom W 3 bis zum Mesolithikum erstreckt. Für diesen Zeitabschnitt haben wir nur sporadische Funde. Das Mesolithikum bedeutete hier wahrscheinlich zeitlich und kulturell auch nur eine ganz dünne Schichte zwischen dem Paläolithikum und Neolithikum. Die in den letzten Jahren aufgeschlossenen Fundmaterialien von Hont (Ipel-Tal), die wir zeitlich in die Alleröd-Periode stellen, sind teils für das ganz junge „Postgravettien", teils für das Swidérien charakteristisch [26]). Einige Werkzeugtypen sind auch in den ungarischen W 3-zeitlichen Ansiedlungen zu finden, viel eher aber auf tschechoslowakischem Gebiet und im russischen Epipaläolithikum, das ebenso mit dem Swidérien in Verbindung steht wie diese Industrie mit gemischtem Charakter. Es scheint, daß die Kultur des polnischen Gebietes schon vom W 3 angefangen auf die Ausbildung der Kultur des Karpathenbeckens Einfluß ausübte. Zuzüglich aber steigerten sich nach der Eiszeit die örtlichen Modifizierungen des Gravettien und das Zerfallen auf kleinere Gruppen. In dem von uns östlich liegenden Flachland erhält sich das Postgravettien bis zur Erscheinung der neuen, mesolithischen Kultur, an einigen Stellen lebte es aber während dieser Zeit auch weiter.

Das Swidérien war mit ihm in Verbindung und es kann festgestellt werden, daß das Gravettien auch auf ungarischem Gebiet bis zum Mesolithikum lebte. Ein Beweis dafür ist das mesolithische Fundmaterial von Szödliget, das ein frühes Tardenoisien ist. In seiner Industrie sind aber auch noch die Gravettien-Elemente zu finden [27]).

Andeutungsweise müssen wir noch die Fragen des ungarischen Mesolithikum berühren, von dem wir bis heute nur geringes Fundmaterial kennen. Nach den alten Oberflächenfunden von Hugyaj und aus der Györ-Gegend und von anderen mesolithischen, meistens Oberflächenfunden, kann ein Tardenoisien festgestellt werden, das in seiner Frühphase mehr alte Elemente enthält, während das entwickelte charakteristische Tardenoisien nur in Spuren zu erkennen ist. Wir kennen eine von dieser Kultur ganz abweichende, neue, reiche Industrie aus der Gegend von Eger [28]) und einen ganz jungen mesolithischen Fundkomplex aus Hont-Csitár, der neben den flachen, plattenförmig bearbeiteten Blattspitzen, die ganz vom Szeletien-Typ abweichen, noch immer Gravettien-Geräteformen enthält. Am wenigsten geklärtes Gebiet unserer Forschung ist das Mesolithikum und die Frage der Verbindung zwischen Mesolithikum und Neolithikum. Da wir aus der Donaugegend nur wenige mesolithische Funde kennen, die allgemein in dieselbe Kultur gehören, nämlich in das mehr oder weniger charakteristische Tardenoisien, das wahrscheinlich eine sehr kurze Lebensdauer hatte — daneben bildete die Basis des Mesolithikum, teils auch in Österreich und in der Tschechoslowakei, das Gravettien — wirft sich in unserer Forschung die Frage auf,

ob wir den Übergang zum Neolithikum nicht in der späten Weiterentwicklung des Gravettien suchen müßten, wofür wir z. B. bei gewissen rumänischen Fundstellen Anhaltspunkte finden.

Wir haben hier hinsichtlich der ungarischen Paläolithforschung eher Probleme herausgestellt, als die neuen Erfolge und Funde dargelegt. Wir konnten natürlich keine ausführliche Beschreibung der Funde und neuen Fundstellen geben, es zeichnen sich aber die Hauptprobleme des Gebietes und die Richtung ab, in die hier die Untersuchung der methodischen Fragen geht. Die heutige Forschung ist über die einfachen Materialberichte hinausgekommen und gelangt endlich dazu, historische Schlußfolgerungen zu ziehen. Die typologische Methode selbst ist auch weiterentwickelt und legt, über die terminologischen und technologischen Fragen hinaus, größeres Gewicht auf die komparativen Untersuchungen. Daneben ist in steigendem Maße die systematische Anwendung der naturwissenschaftlichen Methoden und Praktiken für unsere Forschung charakteristisch, wodurch die chronologischen Fragen in den Vordergrund gerückt sind. Parallel dazu, in der Anschauung aber abweichend, beginnt sich die archäologische, historische Auffassung zu äußern, deren Ziel es ist, auf die obigen Erkenntnisse gestützt, eine Lebens- und Geschichtsrekonstruktion zu erreichen. Die Kulturen des ungarischen Paläolithikum zeigen öfters von den Nachbarländern abweichenden Charakter, wir müssen aber trotzdem, um sie begreifen zu können, Querverbindungen finden. Die Forschung der Nachbarländer könnte aber in erster Linie in einer nicht typologischen und nicht naturwissenschaftlichen, sondern in einer kulturhistorischen Auffassung sich mit uns treffen. Wir könnten das auch die gesellschaftshistorische Methode nennen, da sie kein Programm, sondern die archäologische Betrachtung und Zusammenwirkung der Altsteinzeitforschung ist.

Anmerkungen.

[1]) O. Kadić, Der Mensch zur Eiszeit in Ungarn, Jhb. ung. Geol. Anst. J. Hillebrand, Die ältere Steinzeit Ungarns, Arch. Hung. XVII. 1935.

[2]) L. Vértes, Az alsópaleolitikum emberének első biztos eszközlelete Magyarországon. — D. Jánossy, A Lambrecht-barlang faunája. — S. Sárkány u. J. Stieber, A Lambrecht-barlang faszeneinek anthrakatomiai viszgálata, Arch. Ért., 80., 1954.

[3]) M. Roska, Rapport sur nos recherches dans les grottes du Bakony, Arch. Ért., 81., 1954. (Ung. mit franz. Auszug).

[4]) O. Kadić, a. a. O. — T. Kormos, Die paläolithische Ansiedlung bei Tata, Jhb. ung. Geol. Anst., 1912.

[5]) L. Vértes, Ist der Fund der unteren Schicht der Kiskevélyer-Höhle ein Moustérien oder ein Szeletien? Arch. Ért., 85., 1958.

[6]) 1958 kam in Tata ein neueres, reicheres Fundmaterial als bisher zum Vorschein, — der Aufschluß der Fundstelle ist im Gange.

[7]) L. Vértes, Neuere Ausgrabungen u. paläolithische Funde in der Höhle von Istállóskő. — Untersuchung der Ausfüllung der Höhle von Istállóskő. — Paläolithische Kulturen des Würm I/II-Interstadials in Ungarn. — Über einige Fragen des mitteleuropäischen Aurignacien, Acta Arch. Hung., 5., 1955. — Derselbe, Gruppen des Aurignacien in Ungarn, ArchA., 19./20., 1956.

[8]) L. Vértes, Untersuchung der Ausfüllung der Höhle von Istállóskő, Acta Arch. Hung., 5., 1955. — P. Kriván, Die erdgeschichtlichen Rhythmen des Pleistozäns, Acta Geol. Hung., 2., 1953.

[9]) Mit dem erwähnten System ist das absolute Alter des Aurignacien II. zwischen 90—80.000 zu stellen. Die neue C^{14}-Datierung der Holzkohlen der Aurignacien I-Schichte ergab 30.670±500 Jahre (L. Vértes, Arch. Ért., 84., 1957).

[10]) M. Gábori, Le Solutréen en Hongrie, Acta Arch. Hung., 3., 1953.

[10a]) Fr. Prošek, Szeletien na Slovensku, Slovenská Arch., 1., 1951.

[11]) L. Vértes, a. a. O., Acta Arch. Hung., 5., 1955. — Derselbe, Problematika Szeletienú, Slovenska Arch., 4., 1956.

[12]) V. Gábori, Beiträge zur Frage des slowakischen Szeletien, Arch. Ért., 83., 1956.

[13]) V. Gábori, Neue paläolithische Funde im Eipel-Tal, Arch. Rozhledy, 10., 1958.

[14]) Gy. Mészáros-L. Vértes, A Paint Mine from the Early Upper Paleolithic Age, near Lovas, Acta Arch. Hung., 5., 1955.

[15]) M. Gábori, Sur la détermination de la civilisation et de l'époque des trouvailles des loess paléolithiques. Arch. Ért., 81., 1954. — Derselbe, Les résultats des recherches sur les stations du loess de Hongrie, Conf. Arch. de l'Acad. Hongr. Sci., 1955.

[16]) M. Gábori-V. Gábori, Les stations de loess paléolithiques de Hongrie, Acta Arch. Hung., 8., 1957.

[17]) M. Gábori, Die Fundstelle des Aurignacien in Sahy-Parassa, Slovenská Arch., 5./2., 1957.

[18]) M. Gábori, Die Fragen des späten Paläolithikums in Ungarn. Im Druck.

[19]) M. Gábori, Die Ergebnisse der neuen Ausgrabungen der paläolithischen Ansiedlung von Ságvár, Arch. Ért., 86., 1959.

[20]) M. Gábori-V. Gábori, Der erste paläolithische Hausgrundriß in Ungarn, Acta Arch. Hung., 9., 1958.

[21]) F. Felgenhauer, Die Paläolithstation Spitz a. d. Donau, N.-Ö., ArchA., 9., 1952. — Derselbe, Aggsbach, ein Fundplatz des späten Paläolithikums in Niederösterreich, MPK. V/6., 1951. — F. Brandtner, Kamegg, eine Freilandstation des späten Paläolithikums in Niederösterreich, MPK., VII., 1955.

[22]) M. Gábori, A pilisszántói kőfülke magdaleni kulturája és eredete, Arch. Ért., 81., 1954.

[23]) L. Vértes, Neuere Forschungen in der Jankovich-Höhle, Folia Arch., 9., 1957.

[24]) A. a. O.

[25]) M. Gábori, Ergebnisse der Ausgrabungen in der Remete-Höhle, Budapest Rég., 18., 1958.

[26]) Derselbe, Der Fundort aus dem Epipaläolithikum in Hont, Arch. Ért., 83., 1956.

[27]) Derselbe, Mesolithische Funde von Szödliget, Arch. Ért., 83., 1956.

[28]) L. Vértes, Die mesolithische Fundstätte von Eger, Acta Arch. Hung., 1., 1951.

Kleine Mitteilungen.

Neufund eines Bronzeschwertes aus der Salzach.

Mit 1 Abbildung.

Das Flußbett der Salzach, die aus der Kupfer führenden Grauwackenzone der Ostalpen kommt, in der, von der frühen Bronzezeit angefangen bis zur Urnenfelderzeit Kupfer gewonnen wurde, hat nebst verschiedenen Funden vor- und frühgeschichtlicher Zeit auch schon vier Bronzeschwerter herausgegeben. Sie verteilen sich auf eine Flußstrecke von der Stadt Salzburg [1]) über Bergheim [2]) bis Vollern [3]), das ist auf etwa 20 km Länge.

Innerhalb dieser Flußstrecke bei Oberndorf gegenüber der bayerischen Stadt Laufen, ist nunmehr ein weiteres Bronzeschwert gefunden worden. Ein Angestellter des „Hauses der Natur" in Salzburg, Friedrich Endl, fand am 9. Oktober 1959 im Bett der Salzach, die durch lange Trockenheit einen extrem niederen Wasserstand aufwies, fast in Mitte des stark ausgetrockneten Flußbettes ein Bronzeschwert auf dem Schotter liegend. Die Fundstelle liegt 1 km flußaufwärts, südlich von Oberndorf—Laufen. Die Veröffentlichung des Fundes wurde durch das dankenswerte Entgegenkommen des Direktors des „Hauses der Natur", Herrn Professor Dr. h. c. E. P. Tratz, ermöglicht.

Es handelt sich um ein Griffzungenschwert mit ausgebauchter Zunge [4]), Abb. 1—1 c, vom Typus Sprockhoff, I a. Der Erhaltungszustand ist gut, die Oberfläche teilweise blank (Flußpatina). Die Kanten sind leicht abgerollt. Es ist also nicht allzuweiter Flußtransport anzunehmen. Die Länge ist 53.5 cm, die Heftbreite oben 2.7 cm, am Klingenansatz 3.4 cm, die Breite der Klinge ist 3.0 cm. Die ausgebauchte Heftzunge ist beiderseits von aufragenden Leisten als Halt für die Heftschalen begleitet. Die beiden, sehr großen Nietlöcher haben 0.8 cm Lichtweite. Die Klinge ist im Mittelteil linsenförmig profiliert.

E. Sprockhoff nimmt für die Griffzungenschwerter mit ausgebauchter Zunge in der Hauptsache die Periode Montelius II in Anspruch [5]). Unter den für diesen Typus bezeichnenden Merkmalen führt er an: „Das Heft ist breit ausladend, glockenförmig, so daß die Schultern stark gewölbt sind. Die Klinge setzt mit einer scharfen Einziehung an und verläuft dann fast gerade bis zur allmählig sich verjüngenden Spitze" [6]).

Diese Merkmale zeigen aber an dem Schwert von Oberndorf wesentliche Abwandlungen, denn hier ist das Heft weder breit ausladend noch glockenförmig und

die Schulter des Heftes am Klingenansatz ist nicht gewölbt, sondern fast geradlinig gestaltet. Auch setzt die Klinge keineswegs mit einer scharfen Einziehung an. Da solche Abwandlungen Zeit brauchen, dürfte das Oberndorfer Schwert zeitlich etwas später als der Grundtypus Sprockhoffs anzusetzen sein.

Wie aus der Karte von E. Sprockhoff über die Verbreitung dieses Schwerttypus im norddeutschen Raum hervorgeht, findet sich das Dichtezentrum der Schwertfunde auf der jütländischen Halbinsel, woselbst er auch das Ausgangsgebiet annimmt. Nach Ost und Süd tritt eine starke Verdünnung solcher Schwertfunde ein. Sie reichen dabei

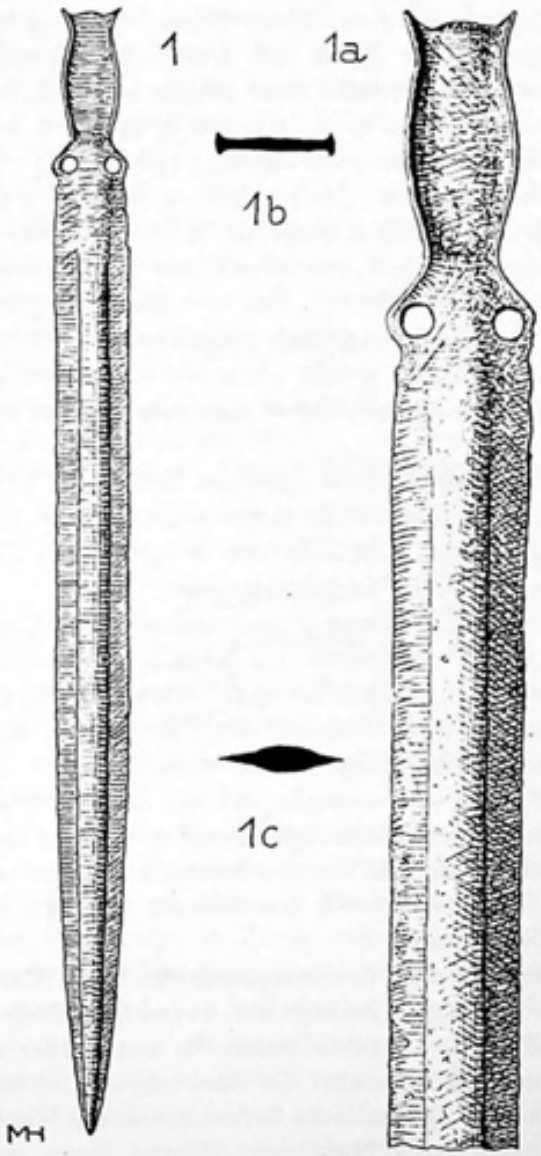


Abb. 1. Oberndorf an der Salzach, Salzburg. Bronzeschwert.

allerdings auch nach Italien. Dazu spricht Sprockhoff zwei solche Schwerter (eines aus der Schweiz und eines bei Lindau am Bodensee) als die „einzigen Brückenpfeiler nach Italien" an.

Zu dieser Auffassung könnte das Schwert von Oberndorf eine gute Stütze bilden. Auch könnte es als Hinweis auf eine transalpine Weglinie über die Ostalpen zur ausgehenden Bronze- und Urnenfelderzeit dienen. Nun ist aber gerade die Sonderform des Oberndorfer Schwertes bislang für den Norden nicht nachweisbar und so erscheint eine Herkunft von dort kaum anzunehmen.

Wohl aber scheint sich ein anderer Herkunftsweg abzuzeichnen. Was nämlich die Verbreitung des Sprockhoffschen Schwerttypus mit ausgebauchter Zunge gegen Osten anbelangt, so weist dieser Autor auf ungarische Schwerter hin, deren Griffschulter nicht hochgewölbt ist, sondern mehr schräg abfällt [7]). Letzteres gilt auch für das Schwert von Oberndorf. Und so ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß dieses Schwert eher aus östlicher Richtung nach Salzburg gelangt ist.

Auf ein Herkommen aus dem Osten weist in einer neueren Untersuchung einschlägiger Schwertformen auch J. D. Cowen hin [8]). Er deutet auf Grund seiner Karte A auch auf einen Ausbreitungsweg hin, „der nördlich der Alpen die Donau aufwärts nach Süddeutschland bis zum Rhein führt" [9]). Für eine solche Wegrichtung kann der vorliegende Schwertfund als Beleg in Anspruch genommen werden.

Hinsichtlich der Zeitstellung wurde schon darauf hingewiesen, daß es aus entwicklungstechnischen Gründen dem Typus mit ausgebauchter Zunge zeitlich nachzusetzen sei.

Für die zeitliche Einweisung dieser Form ist nach J. D. Cowen die mittlere und spätere Periode Montelius II, bzw. die Bronzezeitstufe Reinecke C ins Auge zu fassen [10]). Mit Rücksicht auf die erwähnten Abwandlungen des genannten Typus ist aber vielleicht auch noch die Stufe Reinecke D in Betracht zu ziehen.

Verkehrs- und Handelsbeziehungen aus östlicher Richtung sind auch für die Bronze- und Urnenfelderzeit mehrfach zu belegen. Recht eindrucksvoll gibt dies neuestens eine Karte von R. Pittioni für den frühbronzezeitlichen Kupferhandel zu erkennen [11]). Es darf daher eine Herkunft des Oberndorfer Schwertes aus dem ungarischen Bereich als wahrscheinlich bezeichnet werden.

Wenn oben darauf hingewiesen wurde, daß für eine Verbindung des von Sprockhoff angenommenen nordischen Ursprungsgebietes mit Italien das Schwert von Oberndorf kaum in Anspruch genommen werden könne, so ist festzustellen, daß aus dem Raum des Salzburger Beckens dennoch ein Schwert vorliegt, das einer Verbindung von Nord und Süd dienen kann.

Es ist dies das Heftstück eines Griffzungenschwertes aus Marzoll bei Bad-Reichenhall am Westrand des Salzburger Beckens auf bayrischem Boden. Das Stück stammt aus einem Brandgräberfeld der Urnenfelderzeit [12]), wurde aber separat gefunden. Die Griffzunge ist leicht ausgebaucht, wobei die Ausbuchtung im oberen Teil der Zunge sitzt. Oben in der Nähe des Zungenendes befindet sich ein Nietloch. Der Mittel- und Unterteil des Griffes zeigt keine Nietlöcher. Wieviel deren am Klingenansatz vorhanden waren, ist nicht mehr festzustellen, da hier die Griffzunge abgebrochen ist.

Dieses Griffzungenschwert kann sehr wohl, von einem nördlichen Ursprungsgebiet ausstrahlend, als „Brückenpfeiler" einer Wegverbindung mit Italien gelten, wobei es sich um eine transalpine Verbindung im Ostalpengebiet und zwar um eine solche im Meridian von Salzburg handeln wird. Es ist dies eine Linie, deren Bedeutung erst auf Grund neuerer Forschungen mehr und mehr in Erscheinung tritt [13]).

Martin Hell.

Anmerkungen.

[1]) M. Hell, Neufunde von Bronzeschwertern aus Salzburg, ArchA., 22., 1957, Abb. 1,2 und 2,1.

[2]) Derselbe, a. a. O., Abb. 3,1.

[3]) ÖKT., XVII, 1918, Fig. 3,1.

[4]) E. Sprockhoff, Die germanischen Griffzungenschwerter, Röm.-Germ. Forschungen, V, 1931, S. 1 ff.

[5]) Derselbe, a. a. O., S. 6.

[6]) Derselbe, a. a. O., S. 1.

[7]) Derselbe, a. a. O., S. 7.

[8]) J. D. Cowen, Einführung in die Geschichte der bronzenen Griffzungenschwerter in Süddeutschland. Bericht d. Röm. German. Kommission, 1956, S. 59.

[9]) J. D. Cowen, a. a. O., S. 60.

[10]) J. D. Cowen, a. a. O., S. 58.

[11]) R. Pittioni, Urzeitlicher Bergbau auf Kupfererz und Spurenanalyse, ArchA., Beiheft 1, 1957, S. 66 f.

[12]) M. Hell, Funde der Bronzezeit und Urnenfelderkultur aus Marzoll, Ldkr. Berchtesgaden, Bayer. Vorgeschichtsbl., 17., 1948, Abb. 4,4.

[13]) Derselbe, Zwei Steinäxte vom Kamme der Ostalpen, Germania, 34., 1956, S. 143.

Fälschungen.

Mit 3 Abbildungen.

Altertümer werden erfahrungsgemäß aus einem der folgenden Beweggründe gefälscht: 1. Um durch ihren Verkauf Geld herauszuschlagen, 2. um durch ihr „Auffinden" publicity zu erlangen, 3. aus nationalen oder aus politischen Gründen, 4. als Spaß oder um jemanden „hineinzulegen".

Beispiele für 1 und 3 sind so viele bekannt, daß hier keines erwähnt zu werden braucht [1]). Ein (unpublizierter) Fall, der in die Gruppe 2 gehören dürfte, hat sich in Böhmen zugetragen. 1933 brachte ein Mann in das Museum Saaz Tongegenstände, die er als von ihm in einer Wohngrube in Zarch ausgegraben vorgab. Darunter waren Täfelchen mit „Schriftzeichen" (eines davon hier Abb. 1). Sie bieten sich schon auf den ersten Blick als so unwahrscheinlich dar, daß der begeisterte Artikel über den Fund in der Prager deutschen Tageszeitung „Bohemia" vom 27. August 1933, in dem diese „Entdeckung" als „Urschrift vielleicht ganz Europas" gepriesen ist, lächerlich wirkt. Auch andere der Zarcher Gegenstände hätten im Museum Saaz sofort als Fälschungen erkannt werden können, zumal sie deutlich nach Ofenfeuer rochen, z. B. die „stichbandkeramischen" Gefäße (Abb. 2). Als der „Finder" in ein Kreuzverhör genommen

wurde, gab er zu, die Gegenstände selber hergestellt und daheim im Küchenherd gebrannt zu haben.

1950 wurde mir vom Oberösterreichischen Landesmuseum durch Herrn Dr. Franz Stroh ein Steinbeilfragment zur Begutachtung, ob die Ritzzeichnung auf dem Stück alt und echt sei, zugeschickt. Als Ergebnis meiner Überlegungen schrieb ich Herrn Dr. Stroh am 6. November 1950 folgendes:



Abb. 1. Gefälschte Tonscheibe in Saaz, 11 cm Durchm.
Aufnahme des ehem. Amtes f. Vorgeschichte in Teplitz-Schönau.

Gegenstand der Untersuchung: Schneidenteil eines Flachbeils mit annähernd rechteckigem Querschnitt, größte erhaltene Länge bei der Einsendung 5.1 cm, größte Breite 5 cm, Dicke 2 cm. Für einen Dünnschliff wurde im Mineralogisch-petrographischen Institut der Universität Innsbruck von dem der Schneide gegenüberliegenden Teil eine Partie weggenommen. Das Beil ist dadurch dort jetzt abgeflacht, sein ursprüngliches Aussehen ist in einer Photoaufnahme des Linzer Landesmuseums festgehalten (Abb. 3).

Dem Museum angegebener Fundort: Langensteiner Wald bei Lausa. Material: Nach der Bestimmung durch Herrn Univ.-Prof. Dr. Bruno Sander (Innsbruck) an Hand des Dünnschliffs besteht das Stück aus Serpentin und etwas oxydischem Erz. Der Serpentin ist gegitterter Chrysotil. Das Beilchen hat die geringe Härte 3—4.

Auf der einen Breitseite ist ein nach rechts blickender stehender Hirsch, 1.2 cm lang, deutlich eingeritzt, auf der Gegenfläche ein 1 cm langes, 0.8 cm breites offenes Viereck.

Da an der Langensteiner Wand Flachbeile aus Serpentin mit rechteckigem Querschnitt schon früher gefunden worden sind (vgl. WPZ., 5., 1918, S. 19, G. Kyrle), dürfte die Echtheit des Beilfragments nicht angezweifelt zu werden brauchen. Angeblich wurde es 1949 von einem Häuslersohn beim Ackern in einer Tiefe von ungefähr 20 cm angetroffen. Nachdem es durch mehrere Hände gegangen war, schickte es Pfarrer Jos. Aschauer (Lausa) an das Oberösterreichische Landesmuseum.

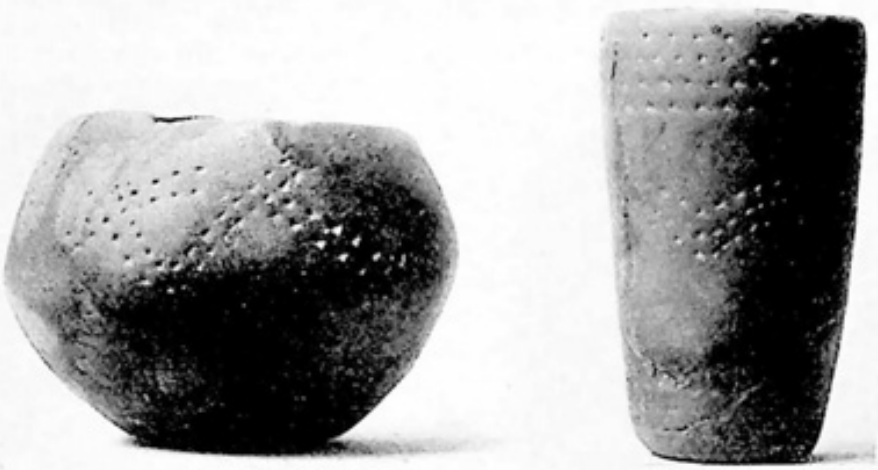


Abb. 2. Gefälschte Tongefäße in Saaz, 6 und 8 cm hoch.
Aufnahme des ehem. Amtes f. Vorgeschichte in Teplitz-Schönau.

Unter dem Mikroskop sind die Linien der Ritzzeichnungen weißlich, annähernd wie nasser Schnee, und zeigen keine Spur von Verunreinigung. Selbst wenn das Stück mit einer Bürste geputzt worden ist, wäre anzunehmen, daß Verunreinigungen von längerem Liegen im Erdboden wenigstens in mikroskopisch kleinen Partikelchen in den Ritzlinien vorhanden wäre. Das ist aber nicht der Fall.

Eine kurze Ritzlinie, die ich am Rand der Fläche mit dem Hirsch mit einem Taschenmesser zog, bietet unter dem Mikroskop das gleiche Bild wie die Linien, aus denen der Hirsch und das Rechteck bestehen. Wären diese Linien alt, dann müßten sie sich im Mikroskop anders zeigen. Die Oberfläche der Linien unterscheidet sich deutlich von der übrigen Oberfläche des Beilchens, was mir von Herrn Prof. Sander bestätigt wurde. Er machte mich auch darauf aufmerksam, daß das an der Beiloberfläche oxydierte Erz in den Strichfurchen nicht oxydiert ist, man erkennt das besonders deutlich im Binokular-Mikroskop.

Es scheint mir mithin sicher zu sein, daß die Ritzlinien jungen Datums sind. Ich halte die Zeichnung nicht für eine echte urzeitliche Arbeit, sondern für das Ergebnis der Verbreitung urgeschichtskundlicher Kenntnisse in unseren Tagen. Das Stück ist unter Berufung auf meine Stellungnahme im Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins 96 (1951) S. 16 als bloßes Kuriosum kurz vermerkt.

Wer der rezente Zeichner war, wird sich kaum mehr ermitteln lassen. Vielleicht war es ein Insasse des früheren Arbeitsdienstlagers an der Langensteiner Wand, der, mit einigem urgeschichtlichen Wissen ausgestattet, die Zeichnung bloß spielend hergestellt und das Stück bei seinem Abgang aus dem Lager als Ballast weggeworfen hat.

Bei den Ausgrabungen des Ehepaars Prof. Dr. F. Miltner in Innsbruck-Vill 1941 kam ein Ziegelbrocken zum Vorschein, in dem in Buchstaben des deutschen Runenalphabets

D R E
H U F

eingeritzt sind [2]). Die Ausgräber, denen der Fund von Anfang an auffallend vorkam [3]), konnten den Ziegel nachher als rezent erweisen [4]), womit allein schon die Unechtheit der Inschrift dargetan war. Sie besagt „Dr. E[rwin] Huf". Das war der Assistent

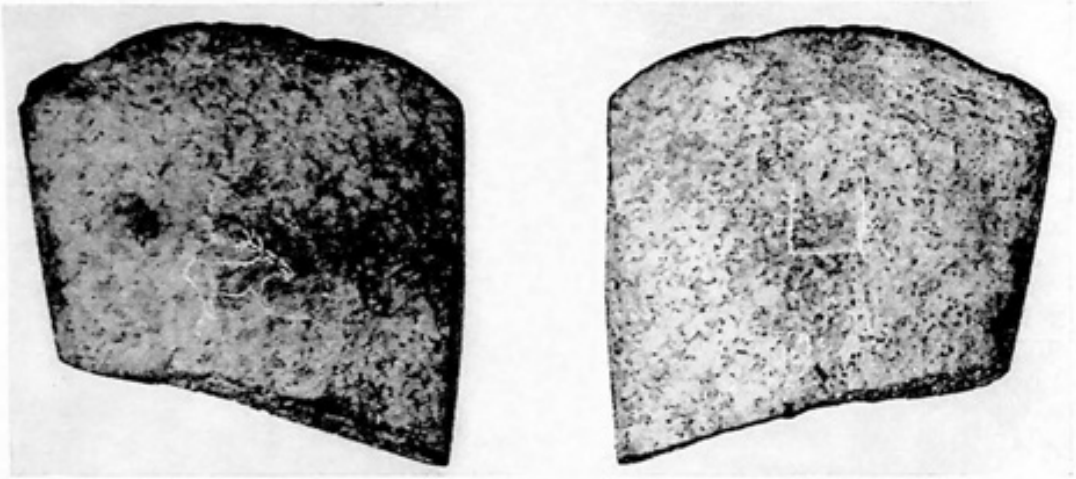


Abb. 3. Steinbeil mit Ritzzeichnung. Aufnahme Rob. Stenzel (Urfahr).

(gefallen im Krieg 1943) am Innsbrucker Universitätsseminar für Alte Geschichte. Die Inschrift ist von Innsbrucker Damen mit Hilfe eines Konversationslexikons fabriziert worden, sie hatten sie dann im Viller Grabungsgelände eingescharrt, nicht in der Absicht, die Ausgräber zu mystifizieren, sondern als Scherzchen.

Es war harmlos gemeint. Übel dagegen ist die Angelegenheit der von O. Haas in ArchA., 24., 1958, S. 71 abgebildeten und besprochenen Inschrift. Schon daß sie nicht auf einem Artefakt angebracht ist, sondern auf einem unbearbeiteten Kalksteinbrocken, auf dem noch dazu der versteinerte Darminhalt irgend eines Lebewesens sitzt, macht stutzig. Meiner Meinung nach hat O. Haas die aus runenähnlichen Zeichen und aus lateinischen Buchstaben bestehende zweizeilige Inschrift richtig als

r ė j n a l[d]
i d i o [.]

gelesen. Das Stück wurde, wie der Verfasser mitteilt, von einem Frequentanten der

Hauptschule in St. Valentin seiner Lehrerin gebracht, deren Bruder den Vornamen — Raynald trägt! Rejnal[d] und Raynald — angesichts dieses Zusammentreffens dürften gelehrte Überlegungen, ob die Inschrift am Ende wirklich alt sein und Geheimnisvolles enthalten könne, denn doch wohl überflüssig sein. Für die zweite Zeile zwingt sich die Lesung „Idiot" geradezu auf. Das Ganze ist nicht mehr als ein Machwerk von Lausbuben.

Leonhard Franz.

Anmerkungen.

[1]) Viel Material bei H. Lübke, Historische Fälschungen als Werkzeug der Politik, Berlin 1940; aus dem slawischen Bereich bei L. Franz, Falsche Slawengötter, Brünn 1943. Eine umfangreiche, trotzdem noch nicht erschöpfende Bibliographie über Fälschungen bietet H. Otto, Die chemische Untersuchung von gefälschten Bronzen aus mitteldeutschen Museen, Wiss. Zschr. d. Univ. Halle, 7., 1957/58, Heft 1.

[2]) H. Miltner, Die Illyrer-Siedlung in Vill, Innsbruck 1944, Abb. 54.

[3]) A. a. O., S. 30.

[4]) A. a. O., S. 43.

Fundortberichtigung.

Von L. Nischer-Falkenhof wurden im Jahre 1933 Bronzeschwerter aus Österreich behandelt [1]). Sie erwähnt auch ein Bronzeschwert aus dem Besitz der Prähistorischen Abteilung im Naturhistorischen Museum in Wien unter der irrtümlichen Fundortsangabe: „Niederösterreich, Fundort und Fundumstände unbekannt". Das Schwert ist auf Taf. I, Abb. 1 abgebildet.

Aus den im Museum aufliegenden Fundakten geht eindeutig hervor, daß das Schwert aus Wimpassing, G.B. Gloggnitz (NÖ.) stammt. Die vorhandenen Schriftstücke lassen keinen Zweifel darüber, daß das Fundstück wirklich im Ortsbereich von Wimpassing anläßlich der Schwarzaregulierung gefunden wurde. Die erste Nachricht darüber übermittelte im Jahre 1930 Herr Kurat Dr. Bittner an den damaligen Direktor der Prähistorisch-Anthropologischen Abteilung, im Naturhistorischen Museum, J. Bayer. Dr. Bittner fertigte auch eine rohe Zeichnung des Objektes an, die in den Fundakten aufliegt. Das Schwert ist heute unter der Inv.Nr. 74275 im Inventar der Prähistorischen Abteilung unter dem richtigen Fundort verzeichnet.

Fritz Eckart Barth.

Anmerkung.

[1]) L. Nischer-Falkenhof, Bronzeschwerter aus Österreich ob und unter der Enns und dem Lande Salzburg, MAG., XLIII., 1933, S. 1 ff.

Neue Ergebnisse zur österreichischen Paläolithforschung?

O. H. Prüfer (The Upper Palaeolithic cultures of the Lower Austrian Loess Region, Quartär, 10./11., 1958/59, S. 79 ff.) analysiert in seiner sehr kritisch abgefaßten Arbeit zunächst Fund- und Befundmaterial der niederösterreichischen Lößstationen, soweit sich dies aus der Literatur eben durchführen läßt. Das reale Ergebnis der

36 Seiten umfassenden Untersuchung, bei welcher die gesamte österreichische Paläolithforschung einer sehr negativen Beurteilung unterzogen wird, ist die Feststellung, „daß die niederösterreichischen Lößstationen des Jungpaläolithikums nur recht wenige, klar umreißbare Berührungspunkte mit dem typischen Aurignacien und Gravettien haben". Wenn er damit meint, daß unsere niederösterreichischen Stationen (aber nicht nur diese, sondern ebensosehr die tschechischen und ungarischen) sich sowohl in den Typen als auch in deren spezifischen Zusammensetzung von den Lokalausprägungen des westeuropäischen (speziell französischen) Aurignacien und Gravettien unterscheiden lassen, wird ihm darin wohl niemand widersprechen. Es hat auch u. W. noch niemand behauptet, daß unsere Stationen ein „französisches" Aurignacien oder Gravettien darstellen. Auf die Schwierigkeiten einer detaillierten Parallelisierung der Materialien so weit entfernter Räume ist schon oft genug hingewiesen worden und sie wurde auch im Einzelfall von uns selbst, wie von allen anderen Autoren betont. Worüber man sich in den einschlägigen Arbeiten jederzeit informieren könnte. Allerdings sind wir hier in der Mitte von Old Europe von der „französischen Faszination" schon seit Hoernes Zeiten (1903) etwas abgekommen und haben von dem ehemals lokalen Begriff westeuropäischer Typenstationen eine etwas weitere Auffassung. Was wiederum in den einschlägigen Arbeiten jederzeit nachgelesen werden könnte (z. B. F. Felgenhauer, Zur Problematik des späten Paläolithikums in Österreich, ArchA., 10., 1952, S. 1 ff. — Neuerdings führt z. B. auch K. J. Narr den „Kielkratzer" zur „Mindestbestimmung des Aurignacien" an).

Soweit wären wir also mit dem Verfasser einer Meinung und dies ist umso erfreulicher, da ihm diese Feststellung gelang, obwohl er das Material und die Fundstellen unseres Wissens noch nie gesehen hat. Die gleiche erfreuliche Übereinstimmung ergibt sich auch bei den großzügigen Forschungsanweisungen, welche wir von jenseits des Ozeans her erhalten. Daß weitere Grabungen und Forschungen „sicherlich verschiedene, sehr unterschiedliche Gruppen aufzuweisen haben werden", dessen sind wir uns völlig klar. Die Frage ist nur, ob wir die lokalen Differenzen oder die regionalen Gemeinsamkeiten zu beachten haben werden (F. Felgenhauer, a. a. O.).

Neben diesen Übereinstimmungen mit dem Autor gäbe es naturgemäß auch eine Reihe kleinerer Differenzen, welche uns aber als eine unnötige Wiederholung schon öfter ausgesprochener Meinungen erschiene. Die „typologische Konfusion", welche viel dazu beigetragen hat, „das Bild des niederösterreichischen Jungpaläolithikums zu verwischen", werden wir uns bemühen in Zukunft zu vermeiden und möchten dabei schon jetzt mit der „atypischen Stielspitze" (!?) beginnen, welche nach O. H. Prüfer (S. 110) in Niederösterreich in nur geringer Anzahl vorkommt. Womit wir am Schlusse wieder einer Meinung sind.

Fritz Felgenhauer.

Besprechungen.

H. J. EGGERS, EINFÜHRUNG IN DIE VORGESCHICHTE, Sammlung Piper, kl. 8°. 318 Seiten mit 30 Karten und Bildtabellen, R. Piper & Co. Verlag, München 1959.

Die vorliegende „Einführung in die Vorgeschichte" darf als äußerst gelungen, ja sie kann nach Auffassung des Rezensenten als das weitaus Beste bezeichnet werden, was bei dem derzeitigen Forschungsstande vorliegt und überhaupt möglich ist. In einem klar gegliederten, sauberen Aufbau wird der Leser, immer an Hand der Forschungsgeschichte, in das Forschungsgebiet der Urgeschichte, ihre Aufgaben und Probleme, sowie in ihre Fachsprache eingeführt. 2 Hauptfragen schälen sich dabei heraus: das Alter urzeitlicher Funde und das Problem ihrer ethnischen Deutung, bzw. überhaupt ihrer historischen Wirksamkeit. Dabei werden alle nur möglichen Methoden und Hilfsmittel angeführt, erläutert und kritisch zu ihnen Stellung genommen. Dies alles in einer Form und Sprache, welche es sicherlich auch dem Nichtfachmann möglich macht, dem Gedankengang des Autors zu folgen. Erfreulich ist die konsequente Einstellung in der Bewertung der einzelnen Methoden. Es wird nichts beschönigt oder übergangen, Fehlerquellen, ja methodische Lücken werden aufgezeigt. Daß im systematischen Aufbau gleichsam so nebenbei noch die einzelnen urzeitlichen Epochen vom Paläolithikum bis in die Frühgeschichte kurz dargestellt werden, wird den dem Fache entfernter stehenden Leser besonders freuen.

Ebenso sauber und sachlich wird das schwierige Problem der „ethnischen Deutung" behandelt und die Gefahr einer schablonenhaften Anwendung der Grundsätze Kossinnas aufgezeigt. Im Schlußkapitel „Archäologische These, literarische Antithese, historische Synthese" versucht der Verf. positiv zu den brennenden Problemen der historischen Deutung Stellung zu nehmen. Erfreulich der Hinweis auf das weitgehende Fehlen einer „inneren Quellenkritik" anstelle der äußeren (Text-)Kritik. Beachtenswert die Hinweise zur Tendenz der Bodenfunde („Lebendes Gut-sterbendes Gut-totes Gut"), zur verschiedenen Wertigkeit der Quellen nach Werkstoff und Depositionscharakter. Freilich erscheint uns persönlich die Umwandlung der Frage „ethnische" Deutung in „historische" Deutung wohl dem alten Streite die Spitze zu nehmen, doch wissen wir auch dann, wenn wir die „ethnische Deutung" als eine der vielen möglichen bezeichnen, noch immer nicht mit Sicherheit, in welchem konkreten Falle nun die eine oder die andere der Möglichkeiten eintritt. Hier hilft uns bis zu einem gewissen Grade sicherlich die vom Verf. zum Schlusse angezogene „vergleichend-archäologisch-geographische Methode" mit der Analyse archäologischer Kartenbilder weiter. Einen sauberen methodischen Ansatz vermag sie zu bieten, eine allseits befriedigende Lösung aller Probleme aber wohl auch noch nicht. Hier wird es noch vieler Arbeit bedürfen. Hoffen wir, daß auch von anderen methodischen Gesichtspunkten her der vorliegenden Arbeit in Anlage und Zielsetzung ähnliche folgen werden. Die Wissenschaft von der Urzeit des Menschen hat sie bitter notwendig.

Fritz Felgenhauer.

ST. PIGGOTT, APPROACH TO ARCHAEOLOGY, kl. 8°, 134 Seiten mit 25 Abbildungen im Text, Adam & Charles Black, London 1959.

Für die Freunde und Studierenden der Urgeschichte geschrieben, versucht Verf. eine erste Einführung in das Wesen unserer Disziplin zu geben. Kapitel I bringt eine Kennzeichnung der Urgeschichte (archaeology) als Wissenschaft, Kapitel II enthält Hinweise auf Methoden und Techniken, Kapitel III solche zum Problem der relativen und absoluten Chronologie, Kapitel IV stellt die Verbindung zwischen Urgeschichte und Archaeologie her, Kapitel VI zeigt die Unterschiede zwischen beiden und jene zur Literalgeschichte auf. In einem kurzen bibliographischen Anhang wird neuere Literatur zu den Einzelthemen zusammengestellt. Verf. bemüht sich eindrucksvoll um eine methodische Ordnung der innerhalb der Urgeschichtsforschung notwendigen Arbeitsvorgänge, die an Hand einzelner Beispiele anschaulich erläutert werden. Seinen Ausführungen wird man allgemein beipflichten dürfen, da sie ja auch kaum Gelegenheit nehmen, auf subtilere Fragen einzugehen. Eine Methodenlehre an sich ist daher dieses Buch nicht. V. G. Childe's „Piecing together the past" dürfte vielleicht doch etwas mehr an den Kern der Problematik herankommen. Schade auch, daß nicht mehr (vor allem nichtenglische) Literatur zitiert ist. Sie einmal systematisch zusammenzustellen und zu verwerten, wäre sicherlich ein Gewinn für die gesamte Urgeschichtsforschung.

Richard Pittioni.

H. BREUIL — R. LANTIER, LES HOMMES DE LA PIERRE ANCIENNE (Paléolithique et Mesolithique). Neue und vermehrte Auflage, 8°, 360 Seiten mit 32 Photos außerhalb des Textes, Editions Payot, Paris 1959.

Die 1. Auflage dieses dem Andenken an H. Obermaier gewidmeten Buches erschien 1951, war bald vergriffen und eine neue Auflage notwendig. Wie die beiden Verf. in der Vorrede dazu betonen, berichten sie über jene „préhistoire ... qui résulte des efforts de la génération à laquelle nous appartenons". Dem entspricht auch die zitierte Literatur; die beiden jüngsten Veröffentlichungen sind jene von J. G. D. Clark über Star Carr (1954) und der beiden Péquarts über Hoëdic (1954). Demgemäß sind die Vorzüge dieses Werkes damit gegeben, daß man die Auffassungen dieser beiden um die Steinzeitforschung so hochverdienten „old great men" zusammengefaßt studieren darf. Für denjenigen, der mitten im Fluß der Forschung steht, zweifellos hochinteressant und spannend, für den Lernenden, der sich den letzten Forschungsstand aneignen will, etwas entmutigend. Auf Einzelheiten einzugehen wäre daher fehl am Platz. Doch einige Bemerkungen seien gestattet: Verf. argumentieren bei der Frage einer prälithischen Knochenverwendung damit, daß es Gebiete gibt, in denen ein verwertbarer Stein vollständig fehle: „les vastes nappes couvertes du loess ou de sable dunaire: Basse-Autriche et la Chine". Leider bedenken sie dabei nicht, daß der Löß ein Produkt des vorgeschrittenen Pleistozäns ist, einer Zeit somit, in der es bereits ein Mittel- und Spätlithikum gegeben hat. Oder sind die Steingeräte von Willendorf hieher importiert worden? Die Gutachten von H. Leitmeier (vor fast 30 Jahren!) und das eben erschienene von E. Zirkl lauten anders. — S. 301 sprechen die Verf. vom culte des crânes und erwähnen dabei auch un crâne isolé von Willendorf. Nach den Hinweisen bei F. Felgenhauer kann es sich da wohl nur um einen Irrtum handeln, da aus Willendorf bloß ein Unterkieferfragment vorliegt. S. 180 ff. bringen die Verf. eine kurze Bemerkung zu Peyrony's Périgordien, ohne jedoch die wenigstens für Frankreich so wichtige Frage näher zu erläutern. Im übrigen ist dabei die Schreibweise „Gravétien" neu gegenüber dem allgemein üblichen „Gravettien". Nicht ganz verständlich ist die S. 49, Anm. 1 ausgedrückte Sympathie für Dart's „osteodontokeratische Kultur" oder die auf S. 155 erfolgte Einführung des Terminus „Weinbergien" für die so viel diskutierte angebliche Blattspitzenkultur nach G. Freund. Nahezu vollkommen unberücksichtigt bleibt das osteuropäische Spätlithikum. — Neben solchen mehr negativen Punkten bringt das Buch aber so viele wichtige und nützliche Hinweise (u. a. z. B. auch eine genaue Beschreibung der Steinbearbeitungstechnik), daß diese es zu einem wertvollen

Nachschlagewerk gestalten. In ihm die Stimme des Meisters der hohen Schule frz. Paläolithforschung zu hören, ist daneben noch ein besonderes Vergnügen!

Richard Pittioni.

F. FELGENHAUER, WILLENDORF IN DER WACHAU, Monographie der Paläolith-Fundstellen I—VII. Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Österr. Akademie der Wissenschaften, VIII/IX., 1956—1959. 4°. Teil I: Text mit Beiträgen von F. Brandtner, A. Papp, E. Thenius und E. Zirkl sowie mit Gutachten von W. Ehgartner, H. Fietz und W. Klaus, 219 Seiten. Teil II: Inventar 79 Seiten. Teil III: 124 Abbildungen. Komm.-Verlag R. M. Rohrer, Wien 1959.

Mit der Veröffentlichung dieses in langen Jahrzehnten in Willendorf gesammelten und ergrabenen Fundstoffes hat die Österr. Akademie der Wissenschaften der Fachwelt ein Werk vorgelegt, das seit den Bemühungen von J. Bayer und H. Obermaier eine schon lange fällige Verpflichtung gewesen ist. Jetzt erst kann man auch den Reichtum ermessen, den diese bekannteste Paläolithstation Mitteleuropas birgt. Ihn auszubreiten und seiner Problematik nach aufzurollen, vermochte nur ein Fachmann, wie er in der Person des Verf. gegeben ist. Nahezu ein Jahrzehnt mit dem österr. Paläolithikum verbunden, gelang es ihm in dreijähriger Arbeit, den ungeheuren Quellenbestand nach jeder Richtung hin zu erfassen und auch alle jene Mitarbeiter zu gewinnen, die sämtliche mit der Paläolithforschung verbundenen naturwissenschaftlichen Probleme bearbeiteten. So reicht die Spanne von der quartärgeologischen Zuordnung bis zur Bestimmung des paläanthropologischen Materiales. Nach den in vergangenen Jahren vorgelegten Berichten über kleinere Paläolithstationen wird nun mit Willendorf in dieser reichen Serie gewissermaßen ein Schlußstein gesetzt. Wir möchten dies betonen, da wir meinen, daß gerade durch eine so entsagungsvolle Arbeit, wie sie die Publikation ererbten Materiales darstellt, die aufbauende Tätigkeit der jüngeren heute in Österreich wirkenden Generation glänzend bewiesen wird. Nun ist jene Grundlage geschaffen worden, auf der die Zukunft weiterbauen kann, sowohl im eigenen Lande wie auch in der internationalen Zusammenarbeit, für die speziell das so oft zitierte Willendorf den Ausgangspunkt darstellen wird. Denn die vom Verf. vorgelegten Ergebnisse werden zweifellos manche Korrektur von Auffassungen bringen, wie ich eine noch 1954 in meiner Urgeschichte des österr. Raumes glaubte formulieren zu dürfen. Es ist deshalb auch nicht zu viel gesagt, wenn die vorliegende Veröffentlichung als Standardwerk der mitteleuropäischen Paläolithforschung bezeichnet wird, für dessen Verwirklichung dem Autor ebenso wie der Österr. Akademie der Wissenschaften der aufrichtige Dank zu sagen ist. Das Jahr 1959 wird ein Markstein für die Paläolithforschung Mitteleuropas werden.

Richard Pittioni.

R. A. DART (with D. Craig), ADVENTURES WITH THE MISSING LINK, kl. 8°, 255 Seiten mit 62 Abbildungen im Text. Harper & Brothers Publishers, New York 1959.

R. A. Dart's spannend geschriebenes Buch ist besonders daraufhin gerichtet, weitere Beweise für das Vorhandensein einer „osteodontokeratischen Kultur" bei den Australopithecinen zu erbringen, nachdem er sie bereits 1957 in einer besonderen Veröffentlichung glaubte näher umschrieben zu haben. Diese Beweise vermeint Verf. in der oftmaligen gleichartigen Wiederkehr von gebrochenen Langknochen zu finden, die er nur im Sinne einer vom Menschen bewirkten Absicht glaubt deuten zu können. Leider ist ihm aber die umfangreiche europäische Literatur zum Problem der sog. Knochenkultur unbekannt geblieben. Auf E. Bächler, O. Menghin, L. Zotz und L. Franz zurückgreifend, hat er die im Anschluß daran entstandene Diskussion an Hand von praktischen Versuchen anscheinend nicht mehr kennengelernt. Damit ist ihm eine wichtige Beurteilungsgrundlage entgangen, die zu einer selbstkritischen Einstellung wesentlich beigetragen

hätte. Denn bekanntlich kommt es beim Erkennen eines Knochenwerkzeuges nicht darauf an, daß es eine reihenweise belegte, immer wiederkehrende Eigenart im Brechen oder am Bruchort aufweist, sondern daß es durch die Abnützung einer ganz bestimmten Oberflächenzone die Verwendung durch den Menschen erkennen läßt. Wer diesem Kriterium Aufmerksamkeit schenkt, kann dann auch die durch die Natur verursachten Abnützungsspuren der Oberfläche erkennen. Für uns in Europa ist die Frage „Knochenkultur" längst in dem Sinne abgeschlossen, daß sie als „Irrtum" (im Sinne der Terminologie der historischen Methode) aufgegeben ist. Dazu haben auch die (vom Verf. zitierten) Untersuchungen von H. Zapfe über die Rolle der *Hyaena spelaea* bei der Entstehung solcher Scheinwerkzeuge sehr wesentlich beigetragen. R. A. Darts's Auffassung wird so auch isoliert bleiben — bei aller Wertschätzung seiner Verdienste, die er sich um die Erforschung der Australopethecinen erworben hat. Damit ist auch für immer sein Name verbunden. Richard Pittioni.

K. H. JACOB-FRIESEN, EINFÜHRUNG IN NIEDERSACHSENS URGESCHICHTE. 1. Teil, Steinzeit. Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover, Band 15. 8°, 204 Seiten, 25 Tafeln und 184 Textabbildungen. Verlag August Lax, Hildesheim 1959.

Wenn in der heutigen Zeit eine „Einführung in die Urgeschichte" in 4. bedeutend erweiterter Auflage seit dem Jahre 1931 erscheinen kann, so vermag diese Tatsache allein schon für sich zu sprechen. Außer für die Persönlichkeit des Verfassers spricht dies aber auch in einem sehr bedeutsamen Maße für die Aufnahmsfähigkeit jenes Kreises, an welchen sich das neuaufgelegte Werk wendet. Man muß nicht unbedingt mit den lokalen Gegebenheiten vertraut sein, um zu wissen, daß aber gerade auch an dieser zweiten Tatsache der Autor der Einführung seinen entscheidenden Anteil hat. Neben der hervorragenden wissenschaftlichen und praktischen Eignung, neben jahrzehntelanger Erfahrung in allen Berufssparten unseres Faches zeichnet K. H. Jacob-Friesen eine Eigenschaft aus, die wohl in allen seinen Arbeiten, ganz besonders aber in vorliegender sichtbar wird: ein meisterhaftes pädagogisches und didaktisches Geschick. Mag Niedersachsen auch zu den „reichen" urgeschichtlichen Gebieten gehören, mag es viel an „Stoff" zu bieten haben. die Art und Weise seiner Verarbeitung bleibt hervorragend. Den so seltenen goldenen Mittelweg, zwischen trocken-routinierter Materialdarstellung und phantasiebegabter Ganzheitsträumerei hat der Verfasser hier eingeschlagen. Wir sind der Auffassung, daß es nicht die Aufgabe des Rezensenten ist, bei Arbeiten der hier vorliegenden Art seine vermeintlichen Spezialkenntnisse dadurch beweisen zu wollen, daß er diesen Terminus oder jenen Zeitansatz kritisiert. Wir meinen, daß es wertvoller ist — gerade in der heutigen Zeit — die geschlossene, auf den bestimmten Zweck gerichtete, Konzeption zu rühmen und die Art der Durchführung zur Nachahmung zu empfehlen. Fritz Felgenhauer.

H. HINGST, VORGESCHICHTE DES KREISES STORMANN. Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vor- und Frühgeschichte in Schleswig. Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler und Funde in Schleswig-Holstein. Band V. 4°. 528 Seiten, 141 Tafeln, 67 Textabbildungen, 1 Karte und 2 Falttafeln, Karl Wacholtz Verlag, Neumünster 1959.

Wollte man den Wert der vorliegenden Arbeit mit allgemeinen Worten würdigen, ihre Bedeutung hervorheben und die damit verbundene Arbeitsleistung auch nur annähernd zur Geltung bringen, könnte einem vielleicht der Vorwurf der Schönrederei und streng wissenschaftlich nicht üblicher Einstellung gemacht werden. Man ist, gerade aus Deutschland, an die Vorlage hervorragender Gebietsaufnahmen bereits soweit gewöhnt, daß man sie fast schon als Selbstverständlichkeiten zu empfinden vermeint. Die Vorgeschichte des Kreises Stormann schließt sich würdig ihren Vorgängern an und bildet mit ihnen zusammen ein einzigartiges

Quellenwerk. Klare, zeitliche Übersichten (mit Beiträgen von Rust und Schwabedissen) unter Einbeziehung der Formenkunde, technischer und kultureller Darstellungen und eine Siedlungsgeschichte stehen dem umfangreichen und in seiner Fülle bestechenden regionalen Katalog gegenüber. Reichliche Literatur und ein ausgezeichneter Abbildungsteil vervollständigen das Werk. Es soll keine Schmälerung der Verdienste des Autors bedeuten, wenn wir meinen, daß solche Arbeiten ohne einer ausgezeichnet funktionierenden Landesaufnahme nicht vorstellbar sind. Was hier geleistet wurde, wird anderwärts wohl immer ein unerfüllbarer Wunschtraum bleiben!

Fritz Felgenhauer.

J. E. KIDDER jr., JAPAN BEFORE BUDDHISM, Ancient Peoples and Places, vol. X, 16°, 282 Seiten mit 108 Abbildungen auf Tafeln, 65 Abbildungen im Text und 7 Karten, Thames & Hudson, London 1959.

Diese übersichtliche Darstellung der Ur- und Frühgeschichte Japans vor Beginn des Buddhismus (6. Jhdt.) füllt eine schon lange empfundene Lücke im Schrifttum aus. Von nichtjapanischer Seite bringt der Verf. die besten Voraussetzungen für eine so heikle und schwierige Aufgabe mit. Schon vor mehreren Jahren durch sein großes Buch über die Jomon-Keramik bekannt geworden, in dem er seine eingehende Kenntnis der Hauptperiode der japanischen Urzeit unter Beweis gestellt hat, führt er nun im vorliegenden Band der trotz ihres kurzen Bestandes schon bestens bewährten Serie die Darstellung von dem immer noch so wenig geklärten Lithikum herauf bis in die Mitte des 6. Jhdts. Selbstverständlich handelt es sich dabei bloß um eine Übersicht, ohne auf Einzelprobleme näher eingehen zu können, obwohl da und dort (wie z. B. bei der Frage nach der Herkunft der Jomonkeramik) eine kurze Erörterung bzw. eine persönliche Stellungnahme des Autors erwünscht gewesen wäre. Besonders wertvoll ist aber die Übersicht über die Bronze-Eisenzeit Japans (die Yayoi-Periode), die bei G. de Groot nicht behandelt wurde. — Insgesamt ein wertvolles Nachschlagewerk, das man stets gerne zu Rate ziehen wird.

Richard Pittioni.

L. COTTRELL, THE GREAT INVASION, 8°, 219 Seiten mit einem Titelbild, 48 Illustrationen und 7 Kartenskizzen, Evans Brothers Lim., London 1958.

Die Verlagsanzeige bezeichnet das vorliegende Buch des durch ähnliche Werke bereits bekannten Autors als „unusual". Dies trifft jedenfalls auch in dem Sinne zu, als es eine Mittelposition zwischen einem streng wissenschaftlichen und einem populärwissenschaftlichen Werk einnimmt, woraus sich für den Rezensenten die Schwierigkeit ergibt, von welchem Standpunkt aus es zu beurteilen wäre. Er hat sich dafür entschieden, es als ein populärwissenschaftliches zu bezeichnen, wie man es sich wünscht und wie es eben sein soll. Obwohl sich der Autor überall auf die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung stützt, ist das Resultat kein kompilatorisches; gerade die lebendige Schilderung der Ereignisse und die Beschreibung vor allem der lokalen Verhältnisse zeugen davon, daß es sich C. nicht leicht gemacht, sondern sich ein eigenes Bild von den Gegebenheiten und historischen Abläufen erarbeitet hat.

Die Darstellung beschränkt sich titelgemäß nur auf die Zeit der Landnahme, wobei die ersten beiden Versuche Caesars mitbehandelt werden, so daß der Zeitraum von 54 v. Chr. bis etwa Ende 84 n. Chr., als Agricola die Insel verließ, erfaßt wurde. Es werden nicht nur die einzelnen Etappen der militärischen Operationen unter Zugrundelegung des antiken Quellenmaterials bzw. der Resultate der modernen historischen und archäologischen Forschung klar geschildert (bestens durch die sehr übersichtlichen Kartenskizzen veranschaulicht), sondern auch die kulturellen und militärischen Systeme der Gegner gegen einander gestellt. So ist z. B. ein ganzes Kapitel der militärischen Organisation des römischen Heeres gewidmet (S. 59—81), einschließlich der Rangordnung (tabellarisch erfaßt) und der Besoldungsnormen. Es fehlen auch nicht prosopographische Behandlungen der einzelnen Statthalter bzw. Legions-

kommandanten, denen z. T. große Abschnitte eingeräumt wurden, wobei sich Gelegenheit bot, an Hand der cursus honorum das Schema des Werdeganges eines solchen Mannes zu erläutern. Hervorzuheben ist weiters das überall zu konstatierende Bestreben, die britannischen Ereignisse in den imperialen Rahmen zu stellen, wodurch das Wechselspiel des Lokalgeschehens mit dem Reichsgeschehen und die Balance zwischen inneren, unsichtbaren, aber wohl zu fühlenden Spannungen mit den äußeren Kräften sehr schön zum Ausdruck kommen. Wo Problemstellungen auftreten, führt C. die verschiedenen Fachmeinungen in extenso an und versucht, die der größeren Wahrscheinlichkeit herauszufinden. Nicht selten bezieht er auch einen auf seinen Überlegungen basierenden, persönlichen Standpunkt. Dieser ist stets gut überdacht, meistenteils für die Sache tatsächlich förderlich und auf eine überaus sympathische Weise vorgebracht (z. B. in der Frage des Landungsplatzes S. 89 f.: „... and, as an amateur, I would not presume to question it. ... Is it not possible therefore that the entire force concentrated here — Richborough — before marching into the interior?"). Mit Hilfe des ständig eingeblendeten Quellenmaterials literarischer, epigraphischer und archäologischer Art — gelegentlich verwendet er auch Papyri zur Beleuchtung einer bestimmten Frage — gelingt es dem Autor, ein sehr greifbares und äußerst buntes Bild zu vermitteln. Antike Texte und Inschriften sind in guten, meist von Fachleuten stammenden Übersetzungen vorgelegt. Man bedauert vielleicht, daß kein eigentliches Zitat vermerkt ist, man also Schwierigkeiten hat, vor allem bei den Papyri, zum Original zu finden; doch ist diese Praxis konsequent durchgeführt, so daß man sich mit dem vom Autor oder vom Verlag eingehaltenen Grundprinzip abfinden muß. Parallelsetzungen zwischen römischer und moderner Strategie und Vergleiche antiker Termini (also Titel, Rangstufen etc.) und Finanzverhältnisse mit solchen der modernen Zeit geben dem Buch zusätzlich eine generellere Bedeutung. Die geschickt ausgewählten, durchwegs guten, teilweise von C. selbst stammenden Photos runden das günstige Urteil über dieses mit Verantwortung, persönlichem Interesse und literarischer Routine geschriebene Werk ab.

Roman Stiglitz.

I. ZIBERMAYR, NORICUM, BAIERN UND ÖSTERREICH, Lorch als Hauptstadt und die Einführung des Christentums. 2. Aufl., Lex. 8°. 555 Seiten mit 4 Karten, Verlag F. Berger, Horn 1956.

Als im Jahre 1944 Zibermayrs grundlegendes Werk erschien, herrschten triste Verhältnisse in Österreich. Es hat daher außer in Kreisen der engsten Fachwelt damals kaum die Beachtung gefunden, die es verdient. Umso begrüßenswerter ist es, daß nun eine Neuauflage erscheinen konnte, die u. a. auch durch ein Register vermehrt und somit leichter benützbar gemacht wurde. Ansonsten ist nur zu bedauern, daß das zahlreiche, seither erschienene Schrifttum zu den Thesen und Hypothesen des Verfassers nicht oder kaum verarbeitet worden ist. Dies gilt insbesondere zur Frage der Herkunft und Einwanderungszeit der Baiern, für die Zibermayr erstmals mit aller Entschiedenheit Ostherkunft und Zugehörigkeit zum Kreise der Ostgermanen postulierte. Von 1944 bis 1955 sind mehrere einschlägige Arbeiten erschienen (wir nennen bloß jene von H. Löwe, H. Mitscha-Märheim, F. Popelka, E. Schwarz), die für und wider diese Theorie Stellung nahmen. Letzten Endes wird wohl eine eingehende Durcharbeitung des zahlreichen einschlägigen Fundmateriales sowohl in Baiern selbst als auch im anstoßenden Österreich, in der Tschechoslowakei und in Ungarn hier die Entscheidung bringen. Zur Ostausdehnung des bairischen Gebietes insbesondere im 7. Jahrhundert und zu seinem Verhältnis zum benachbarten pannonischen Awarenstaat ergeben sich aus der Analyse des Linz-Zizlauer und neuen niederösterreichischen Fundmateriales heute schon gewichtige Hinweise. Im Übrigen ist man jetzt der begründeten Meinung, daß man sich die Einwanderung der Baiern nicht als eine geschlossene, sondern als eine stoßweise, von verschiedenen Seiten her, vorzustellen habe, wobei der Stamm erst an Ort und Stelle durch Vermischung der verschiedensten völkischen Komponenten entstanden ist. — Zur Frage Lorchs als von Zibermayr postulierter erster Hauptstadt Baierns werden die nun schon seit Jahren laufenden Ausgrabungen des Österr.

Archäolog. Institutes und des o.ö. Landesmuseums Entscheidendes erbringen. Siedlungs- und Gräberfeldgrabungen zeigen bereits deutlich die Kontinuität der Bewohnung eines Restortes von der römischen Antike bis zumindest ins 7. Jhdt. an. Die beabsichtigten Untersuchungen im Raume der Laurentiuskirche werden in diesem Zusammenhang wohl besonders aufschlußreich sein. Dennoch ist man heute in historischen Fachkreisen nicht der Ansicht, daß Lorch je die Hauptstadt des bairischen Stammesgebietes gewesen sei. Das war doch wohl zweifellos seit je Regensburg. Aber eine agilofingische Nebenlinie kann gar wohl von hier aus einen bairischen Gau beherrscht haben. — Eine eingehende Beurteilung des ganzen groß angelegten Werkes kann nicht Aufgabe eines Archäologen und dieser Blätter sein. Das Lebenswerk des Altmeisters der geschichtlichen oberösterreichischen Landesforschung wird jedoch auch diesem eine freudvoll begrüßte Arbeitsgrundlage bieten. Herbert Mitscha-Märheim.

W. R. HALLIDAY, ADVENTURE IS UNDERGROUND. The story of the Great Caves of the West and the men who explore them. 8°, 206 Seiten mit 63 Tafeln und mehreren Textabbildungen, Harper & Brothers, New York 1959.

Eine populäre Höhlenkunde des amerikanischen Westens. Zwölf große Höhlen werden an Hand von speläologischen Beschreibungen, aber auch mittels der Geschichte ihrer Entdeckung und Erforschung dem interessierten Leser vorgeführt. Gute Photographien, Höhlenpläne, Übersichtsskizzen und ein kurzes Fachvokabular sollen den Laien in gleicher Weise, wie ein eigenes Kapitel „SO YOU WANT to GO CAVING? mit den Freuden und Leiden des Höhlenforschers bekannt machen. Das Buch ist sicherlich auch für den räumlich und sachlich ferner Stehenden interessant und lesenswert.

Fritz Felgenhauer.

D. J. WISEMAN, ILLUSTRATIONS FROM BIBLICAL ARCHAEOLOGY, kl.8°, 112 Seiten mit 117 Abbildungen im Text, The Tyndale Press, London 1958.

Die zahlreichen Ausgrabungen der letzten Jahre mit ihren mannigfachen Einblicken in die alte Geschichte Palästinas, verstärkt durch die Schriftrollenfunde am Toten Meer, haben das Interesse der großen Öffentlichkeit am Alten und Neuen Testament wesentlich verstärkt. Bücher wie Gordon's „Geschichtliche Grundlagen des Atlen Testamentes" oder der „Bilderatlas zur Bibel" kommen solchem Interesse entgegen. Wiseman's „Illustrations" sind vorwiegend dem Alten Testament gewidmet und reichen von der großen Flut bis in das 1. Jhdt. n. Ch. G. Sie bringen alttestamenliche Überlieferung sowie zeitgenössische schriftliche Quellen in systematischem Zusammenhang. Durch Beigabe von sorgfältig ausgewählten Bildern wirkt die solchermaßen erzielte eindrucksvolle Darstellung als geschlossenes Ganzes. Im Text flüssig und das Wesentliche heraushebend, wird so Wiseman's Buch zu einem verläßlichen Wegweiser in die israelitische Vergangenheit. Hervorzuheben ist die gute drucktechnische Ausgestaltung. Richard Pittioni.

R. SUMMERS, INYANGA, prehistoric Settlements in Southern Rhodesia. With contributions by H. B. S. Cooke, P. V. Tobias, H. Wild, J. F. Schofield and K. R. Robinson, gr.8°, XVIII und 336 Seiten mit 22 Tafeln und 85 Abbildungen im Text, University Press, Cambridge 1958.

Vorliegendes Werk — das sei gleich vorweg gesagt — ist ein schönes Beispiel archäologischer und ethnologischer Zusammenarbeit. Seine Ergebnisse interessieren in hohem Maße sowohl den Urgeschichtler als auch den Ethnologen.

In den ersten acht Kapiteln erhalten wir einen Überblick über Lage und Charakter der Landschaft Inyanga, über sein ausgebreitetes Ruinengebiet, über die Ausgrabungen an den Vor-Ruinenplätzen, im Inyanga-Hochland, an den Plätzen bei den Van Niekerk-Ruinen und an den Plätzen nördlich von Inyanga sowie in den verschiedenen Flucht- oder Rückzugsgebieten. Das

achte Kapitel behandelt die Funde im einzelnen: Metallarbeiten aus Kupfer, Bronze und Eisen; Töpferei und andere Gegenstände aus Ton; Gegenstände aus Stein und Muschelschale und schließlich solche aus Knochen. Das neunte und zehnte Kapitel sind Sonderuntersuchungen gewidmet. H. B. S. Cooke behandelt das paläontologische Material und H. Wild das botanische. Daran anschließend finden wir im zehnten Kapitel von J. F. Schofield eine Untersuchung über die Perlenfunde, das elfte und zwölfte ist einer Rekonstruktion der Vergangenheit in engerem und weiterem Sinne gewidmet, das dreizehnte Kapitel zeigt uns von K. R. Robinson einige Steinzeitplätze im Inyanga-Bezirk und das vierzehnte Kapitel bringt uns den Abschluß des Werkes: eine Skizze der Frühgeschichte von Inyanga. Im Anhang finden wir dann noch eine Karte von den Van Niekerk Ruinen, eine Vergleichstabelle der Inyanga Eisenzeit-Kulturen, eine Bibliographie der Inyanga-Kulturen und eine Übersicht über die geleistete Feldarbeit. Ein Quellennachweis und ein Index beschließen das Werk.

Sein Zustandekommen verdanken wir einem Forschungs-Fonds, der im Jahre 1948 gegründet wurde und Mr. Summers vom National Museum Süd-Rhodesiens damit beauftragte, die entsprechenden archäologischen Forschungen im Inyanga-Distrikt durchzuführen.

Die Untersuchungen galten in erster Linie den Ruinen und Terrassenbauten der Landschaft Inyanga und seiner angrenzenden Gebiete. Ein Blick auf die verschiedenen Terrassenbauten in Afrika zeigt, wie sehr verschieden diese untereinander sind, so daß Verf. nicht zögert, diese als Antwort auf die jeweils lokalen Gegebenheiten zu betrachten. Es flohen die Elgeyo, Angas und Nuba in die Berge, um sich ihren Angreifern zu entziehen, und vermutlich taten das gleiche auch die Dar-el-Mek-Leute. In Darfur ist die gegenwärtige Terrassierung mehr eine Form der Wechselwirtschaft. Der abessinische Terrassenbau mag aus Arabien stammen, aber da eine solche Form des Anbaus sich aus den Ernährungsschwierigkeiten einer großen Bevölkerung auf begrenztem Gebiete ergeben kann, könnte man die Methode des Terrassenfeldbaus auch als eine zwangsläufige Antwort auf bestimmte Umweltsverhältnisse betrachten. Über die Terrassenanlagen im Tanganyika-Gebiet und in Transvaal ist zu wenig bekannt, um die Gründe zu kennen, die dort zu dieser Einrichtung geführt haben. Kulturell aber unterscheiden sich die Anlagen in Transvaal vollends von denen in Inyanga.

Für L. Frobenius und seine Schüler bildeten die Terrassenbauten ein sehr wesentliches Element der sogen. „Erythräischen Kultur", die u. a. mit bestimmten Felsmalereien, mit Steinbauten in Simbabwe und mit alter Minenarbeit in Verbindung gebracht wurde. L. Frobenius schuf damit einen Kulturkomplex, der nicht nur die Minengebiete Südrhodesiens erfaßte, sondern darüber hinaus auch Mozambique, einen Großteil der Union, Betschuanaland und einen Teil des Kongo, um schließlich bis an die Westküste (Kongomündung, Loango) vorzustoßen. Man verglich dann weiter diesen Kulturkomplex mit Sumer, Babylonien, dem vorislamischen Arabien und dem dravidischen Indien, so daß auf diese Weise der riesige Zeitraum von rund 5000 Jahren und die verschiedensten Kulturen zweier Kontinente zu einer Einheit, d. h. zu einem Kulturkreis, miteinander verbunden wurden. Die archäologische Forschung aber erwies die Unmöglichkeit einer solchen, ausschließlich auf ethnologischen Konstruktionen fußenden Hypothese, die nur durch eine völlige Mißachtung chronologischer Möglichkeiten zustande kommen konnte.

Terrassenanlagen sind sowohl für die „Ziwa-Leute", die Träger der eisenzeitlichen Vor-Ruinen-Kulturen (600 oder 1200 n. Chr.?) charakteristisch, als auch für die Träger der Ruinen-Kulturen, die als die Erbauer der Steinbauten in Inyanga (15. Jhdt. n. Chr.) in Frage kommen. Jene „Ziwa-Kultur" ist ein Teil einer weit in ganz Rhodesien verbreiteten archäologischen Kultur. Wir finden ihre Relikte an den verschiedensten Plätzen, in Höhlen, in der offenen Landschaft, an voreuropäischen Minenplätzen und unterhalb der Ruinenfundamente. Jene „Ziwa-Leute" waren Pflanzer und lebten mit einer buschmannähnlichen Nachbarbevölkerung in Frieden und Eintracht, vielleicht sogar in einer Art Symbiose. Eine sehr beachtliche Keramik und hohes bergmännisches Können weisen auf einen höheren Kulturstand hin, auch waren die „Ziwa-Leute" infolge ihrer bis an die Küste reichenden Handelsbeziehungen fremden Einflüssen gegenüber aufgeschlossen. Fragmente weiblicher Lehmfiguren lassen auf Fruchtbarkeitskulte

schließen. Doch nur wenig hat sich von ihren Kenntnissen in der heutigen Bevölkerung weiter erhalten. Als Nachfahren der „Ziwa-Leute" kämen vielleicht noch am ehesten die Karanga in Frage, bei aller Problematik einer solchen versuchten Gleichsetzung.

Terrassenanlagen sind, wie schon erwähnt wurde, auch für die Ruinen-Kulturen charakteristisch. Bei dem außerordentlich schwierigen Versuch, die Träger der Ruinen-Kulturen mit rezenten Völkern in Verbindung zu bringen, verdient der Hinweis auf eine nordöstliche Herkunft einiger Inyanga-Stämme größte Aufmerksamkeit. Es heißt, diese Stämme wären von Gedi an der Kenyaküste (53 Meilen nordöstlich von Monbassa, Galla-Gebiet) gekommen. Die Gedi-Keramik aber zeige wiederum auffallende Ähnlichkeiten zu der gerippten Ware des Inyanga-Gebietes. Sehr eingehende Vergleiche und geistreiche Überlegungen führen schließlich R. Summers zu der Annahme, daß die Erbauer und Bewohner der Inyanga-Ruinen zu einer Gruppe untereinander verwandter Nsenga-Stämme gehörten, und zwar zu den ursprünglich vielleicht eine hamitische Sprache sprechenden Barwa, Wesa und Unyama. Die ähnlichen Ruinen im Makoni- und Mtoko-Distrikt mögen auf einen verwandten Stamm, die Hungwe, zurückgehen, die etwas später kamen. Alle diese Völker stammten ursprünglich aus dem Gebiet nördlich des Sambesi, aus Nyassaland, Mozambique und Tanganyika. Aus diesen Gebieten werden auch die Überreste einer alten Terrassen-Feldbaukultur berichtet, auch sollen dort bestimmte Details der Lehmarchitektur Ähnlichkeiten mit Details der Steinarchitektur Inyangas besitzen. Diese Einwanderer hatten vielleicht bereits schon den Terrassenbau vergessen, als sie aber die Ereignisse gegen Ende des 15. Jhdts. in die Berge flüchten ließen, wo sie Schutz vor ihren Verfolgern fanden, da erinnerten sie sich wieder der alten, weitaus widerstandsfähigeren Steinbauweise. Die trefflichen Eigenschaften des rhodesischen Granits als Baumaterial kamen da recht zustatten. Unter diesen Umständen erscheinen die Terrassenanlagen von Inyanga gewissermaßen als die steinernen Zeugen einer letzten großen Südbewegung gegen Süd-Rhodesien, an ihrem Ende wohl im Zeichen einer Bantusprache, in ihrem Ursprung aber dem hamitischen Raume zugeordnet.

Wenn auch im einzelnen noch viele Fragen einer Lösung harren, so muß vorliegender Publikation zugute gehalten werden, daß sie in zwei Kardinalfragen eine weitgehende Klärung versuchte: in der Frage, wer die Ruinen und Terrassen erbaute und woher die Erbauer kamen. Inyanga wurde in die großen kulturgeschichtlichen Zusammenhänge Afrikas eingereiht, im besonderen in die mit so viel Geheimnissen umgebene Simbabwe-Kultur, die im Zuge ihrer archäologisch-ethnologischen Analyse ihren afrikanischen Ursprung und ihre nach dem hamitischen Norden führenden Komponenten zu erkennen gibt. Walter Hirschberg.

K. R. ROBINSON, KHAMI RUINS., Report on Excavations undertaken for the Commission for the Preservation of Natural and Historical Monuments and Relics, Southern Rhodesia 1947—1955. With Reports by G. Bond and E. Voce, gr. 8°, XVI + 192 Seiten mit Titelblatt und 28 Tafeln. University Press, Cambridge 1958.

Die „Commission for the Preservation of Natural and Historical Monuments and Relics of Southern Rhodesia" begann im Jahre 1947 mit ihrer systematischen Serie von Ausgrabungen am Khami-Fluß in Süd-Rhodesien und das Buch gibt einen Bericht von diesen Ausgrabungen, die im Jahre 1955 abgeschlossen wurden. Nach einer kurzen Einführung in die Geschichte der Erforschung der Khami-Ruinen (R. N. Hall, Randall MacIver u. a.) und einer topographischen Schilderung erhalten wir im 1. Kapitel ein allgemeines Bild von den Ruinen. Das nächste Kapitel gilt dem Nachweis einer Vor-Ruinen-Besiedelung, das 3. Kapitel beschreibt uns die Hügel-Ruine, im vierten Kapitel lesen wir dann noch von anderen Khami-Plätzen und das nächste und letzte Kapitel bringt die Zusammenfassung. Reiches Material ist schließlich noch in 6 Anhängen (Töpferei, Perlen, Metall-, Elfenbein- und Knochengegenstände, Materialien aus Stein, Holz und Muschelschale und Eingeborenen-Traditionen) untergebracht, ein ausführliches Fund-Inventar, Literaturverzeichnis, 28 Tafeln und ein Index zeugen für die gediegene Arbeitsweise des Verfassers.

Unter allen Ruinenplätzen beansprucht die an die „Akropolis" von Simbabwe erinnernde Hügel-Khami-Ruine die größte Aufmerksamkeit. Ein Schatz von Bronze- und Eisenwaffen, geschnitzte Löwen aus Elfenbein, Orakelplatten aus Elfenbein u. a. m, sowie die gesamte Anlage und ihre sorgsame Ausführung, heben die Hügel-Ruine aus dem Rahmen der gewöhnlichen Profanbauten heraus und geben sie als religiöses und politisches Zentrum deutlich zu erkennen. Lassen vielleicht die Löwendarstellungen auf eine Manifestation des Mondoro-Glaubens schließen, so erinnert der sorgsam gehütete Schatz an Bronze- und Eisenwaffen an die heiligen Ahnen-Speere der Venda. Nach Warmelo befand sich der hl. Speer nur im Besitz der Königsfamilie — eine weitverbreitete Sitte im Rahmen eines durch das Gottkönigtum ausgezeichneten und vom Nilotengebiet sich her erstreckenden Komplexes bestimmter höfischer Sitten und Bräuche. In diesem Zusammenhang verdienen auch die Aussagen des achtzigjährigen Gewährsmannes Mbita größte Beachtung, wonach Khami die Residenz der Großfrau (Vahozi) des Mambo (König) gewesen wäre. Die Ähnlichkeiten mit entsprechenden Einrichtungen bei den Venda-Rozwi sind jedenfalls groß, worauf schon seinerzeit Caton-Thompson hingewiesen und deshalb die Ruinenerbauer mit den Rozwi-Venda in Verbindung gebracht hatte. Diese Auffassung wurde durch die bisherigen Ausgrabungen im Khami-Ruinengebiet bestätigt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist bei der Khami-Hügel-Ruine mit der Residenz eines Gottkönigs zu rechnen. Daß Hütten und Gänge in der „Residenz" mit einem Lehmbewurf (Daga) versehen waren und die gleiche Gepflogenheit von den Rozwi und Makaranga aus früherer Zeit berichtet wird, ist jedenfalls wert, hervorgehoben zu werden, besonders aber auch deshalb, weil wir von ähnlichen Bausitten durch J. Roscoe aus dem Zwischenseengebiet unterrichtet sind. Bekanntlich hatte schon seinerzeit P. Paul Schebesta bei seinen Untersuchungen über die Simbabwe-Kultur auf Ähnlichkeiten im höfischen Leben zwischen Simbabwe und den Himastaaten im Zwischenseengebiet hingewiesen, auf Ähnlichkeiten, die sich schließlich darüber hinaus auch auf Meroe und Altägypten erstrecken. Als frühestes Datum für die ersten Bauten an der Hügel-Ruine wird von Robinson das 17. Jahrhundert n. Chr. angesetzt.

Walter Hirschberg.

B. DAVIDSON, OLD AFRICA REDISCOVERED, kl. 8°, 287 Seiten mit 28 Tafeln, Victor Gollancz Ltd., London 1959.

In 12 Kapiteln entwirft der Verfasser an Hand der neuesten einschlägigen Literatur ein sehr eindrucksvolles Bild afrikanischer Kulturgeschichte. Wie so viele Publikationen in letzter Zeit ist auch diese, in bewußtem Gegensatz zu älteren Darstellungen, bemüht, den schöpferischen Anteil der Negriden an der Kulturentwicklung Afrikas hervorzuheben. Mögen auch die Afrikaner zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten Anregungen und Einflüsse von fremder Seite empfangen haben, nicht allein auf diese kommt es an, ob es sich dabei um materielle oder geistige Güter handelt, sondern viel mehr auf die Art und Weise, in der sich die hereingebrachten Ideen eine Umwandlung und Anpassung an die neue Umgebung gefallen lassen mußten und den spezifisch afrikanischen Charakter erhielten. In dem Vorgang der Umwandlung und Anpassung aber wäre das eigentlich Schöpferische der Negriden zu erblicken, das sich in der Herausbildung neuer Formen und Strukturen, neuer Ideen und Motive, in der Bildung einer neuen Stabilität und in der Neigung zu Variationen zu erkennen gibt. Mangels entsprechender Vorarbeiten auf physisch-anthropologischem Gebiet aber sind wir leider derzeit noch nicht in der Lage, dem außerordentlich bunten Rassenbild der Negriden gerecht zu werden, so daß wir es dem Autor auch nicht weiter zum Vorwurf machen wollen, wenn sich seine Rassengliederung im wesentlichen auf Buschmänner, Neger und Hamiten (!) beschränkt. Was das spezifisch Negerische ist, erfahren wir auch in diesem Buche nicht. — Als gelungen muß aber der Versuch bezeichnet werden, die archäologischen Daten zu den archaiischen Hochkulturen Afrikas gesammelt und diese in geschlossener Darstellung dem Leser anschaulich gemacht zu haben. Wir sehen die Rolle Meroës bei der Vermittlung altägyptischen Gedankengutes an Schwarzafrika, wir verfolgen mit dem Autor einen der Wege, den

die Verbreitung der Eisenkenntnis nach dem Untergang Meroës in Afrika nahm, und wir bekommen eine Vorstellung davon, von welch ungeheurer Bedeutung Nubien für einen Großteil der Geschicke des zentralen Afrika gewesen war. Einige flüchtige Blicke in die Nok-Kultur des nördlichen Nigeriens zeigen uns die Versuche des englischen Forschers B. Fagg, auf Grund zeitlich und örtlich sehr auseinanderliegender Keramik-Funde (etwa 3500 bis 900 v. Chr.) Licht in das Dunkel dieser außerordentlich interessanten Kult-Figuren zu bringen. Aber noch wissen wir nicht, wer überhaupt diese Nok-Leute waren. Wohl kaum die Vorfahren der heute in diesem Gebiete wohnenden Neger! — Die außerordentlich ansprechende Theorie Arkells von der Verbreitung des Gottkönigtums (einschließlich des mit ihm in Verbindung stehenden Komplexes höfischer Sitten und Bräuche) gewinnt im 3. Kapitel so recht an Farbe, wo von den alten Königreichen des Sudan die Rede ist und von ihren kulturgeschichtlichen Beziehungen mit dem Osten, und die erst vor kurzem von E. L. R. Meyerowitz aufgespürten Ähnlichkeiten im Kult zwischen Ghana und dem altmediterranen Raum sind nicht minder geeignet, unsere Phantasie auf das lebhafteste zu beschäftigen. Offensichtlich beruhte die Überlegenheit der sudanischen Reiche auf der Kenntnis des Eisens, die, ehe sie von Osten her den Westen erreichte, schon von Nordafrika aus, vermutlich über die alten Garamanten, nach Westafrika gekommen war. Mit dem allgemeinen Vorkommen des Eisens darf auf Grund der Gräberfunde in Nordafrika in der Zeit um 500 v. Chr. gerechnet werden, zu einer Zeit, da auch in Kush (Meroë) das Eisen sich immer mehr und mehr durchzusetzen begann. — Das 4. Kapitel trägt die Überschrift „Zwischen Niger und Kongo". Auch hier (S. 118) sehen wir das Bemühen des Autors, den Umwandlungsprozeß als das eigentlich Wesentliche im Kulturgeschehen zu betonen. „Technologically ‚backward' peoples borrowed ideas from less ‚backward' peoples and tried apply them to their own conditions: in applying them, they invariably modified them. The product was a compound, never a mere amalgam." Derlei Vorgänge sind dem Ethnologen unter den Begriffen „Gesunkenes Kulturgut" und „Akkulturation" geläufig, und gerade Afrika bietet hiefür das beste Feld für die Forschung. — Die nächsten drei Kapitel sind vornehmlich dem Problemkreis des alten Azanien und seinem Handel mit den Ländern im Indischen Ozean (Arabien und Indien) gewidmet. Hier wird dem Eisen die größte Beachtung geschenkt; bildete es doch eine der wichtigsten Grundlagen des azanischen (ostafrikanischen) Handels! Im achten Kapitel wird dann in Anschluß an die azanische Problematik des axumitischen Reiches gedacht, und es werden die Möglichkeiten erwogen, die Axum mit dem südlichen Afrika, vorab mit Simbabwe, verbinden könnten. Im Blickpunkt der Erwägungen stehen Terrassenfelderkultur, phallische Riten, Trockensteinbau u. a. m. So arbeitet sich der Autor geschickt an das neunte Kapitel, an die Simbabwe-Kultur, heran, in der ja bekanntlich die Kenntnis des Eisens gleichfalls eine hervorragende Rolle spielt. Eine lange Zeitspanne steht zur Behandlung, vom 5./6. Jhdt. an bis zu den Jahren 1700/50. Der Autor stützt sich bei seiner Darstellung des Materials im wesentlichen auf die neueste Literatur, auf G. Caton-Thompson, G. A. Gardner, R. F. Summers u. a. m. Die deutsche Literatur zu diesem Thema findet keine Erwähnung. — Die letzten drei Kapitel sind zum Großteil theoretischen Gedanken gewidmet. Dem Verfasser ist es um eine Ehrenrettung der „Primitiven" zu tun, er ist erfüllt von der Bewunderung für die Erhabenheit der im Zeichen eines regen Welthandels erblühenden Hochkulturen, deren Zeugen sich jetzt im Zuge der Ausgrabungen einer systematischen Erschließung erfreuen.

Walter Hirschberg.

I. NICHOLSON, FIREFLY IN THE NIGHT, a study of ancient Mexican poetry and symbolism, kl. 8°, 231 Seiten mit 12 Abbildungen, Faber & Faber, London 1959.

Das Buch behandelt die altmexikanische Poesie, wie sie von den spanischen Chronisten und einheimischen Schreibkundigen im 16. und 17. Jh. aufgezeichnet wurde. Der Stoff wird von der Verfasserin in verschiedene Gruppen wie Kosmologie, Götterlehre, Symbolismus, Dichtung, Gesang und Erziehung gegliedert, wobei mit großem Geschick die Aussagen mit den

schriftlichen Quellen verbunden werden. I. Nicholson gibt nicht nur selten zugängliches Material in geordneter Form wieder, was von der Fachwelt dankbar vermerkt werden wird, sondern vermittelt auch subtile Einblicke und menschliches Verständnis für die uns so fremde Geistigkeit eines hochbegabten Volkes aus dem alten Mexiko. Dank der psychischen Tiefenwirkung der Sprache der Dichter werden bei der Lektüre Zusammenhänge und Funktionen der verschiedenen Lebensbereiche intuitiv erfaßt, die für gewöhnlich dem forschenden Verstande verborgen bleiben. Ist es schon allein reizvoll, im Blumengarten der mexikanischen Poesie zu wandeln, so wird man oft überrascht durch die aus den Gedichten sprechende hohe Geisteskultur und Philosophie, krasse Gegensätze seelischer Haltungen und tiefen Pessimismus.

Franz H a m p l.

J. TENANNT, QUEST FOR PAITITI, a journey into unexplored Peru, kl. 8°, 203 Seiten mit 2 Karten, 17 Photos und 1 Zeichnung, Max Parrish, London 1958.

Der Verfasser machte im Jahre 1954 mit zwei Kollegen eine Expedition in die Montaña nördlich von Cuzco, der Hauptstadt des ehemaligen Inkareiches. Das Ergebnis dieser Reise ist das vorliegende Buch, gewidmet „to all those who have the spirit of adventure but not the opportunity". Dieses Motto zeigt, daß es sich um kein wissenschaftliches Unternehmen, sondern um ein Anliegen von Laien handelt, die sich die Suche nach den Ruinen des sagenhaften Paititi zum Ziel gesetzt haben. Die spanischen Eroberer waren der Meinung, daß die Inkas in einer Stadt dieses Namens einen riesigen Goldschatz versteckt hätten, den sie vergeblich suchten. Der Initiator der Reise, Sebastian Snow, vermutete auf Grund verschiedener Indizien, daß Paititi identisch sein könnte mit Ruinen, die zwischen den beiden Flüssen Apurimac und Urubamba liegen sollten. (Die beiden Wasserläufe treffen sich in Atalaya und bilden von da an den Rio Ucayali, einen südlichen Nebenfluß des oberen Amazonas). In diesem Gebiete wohnen die aruakischen Machiguenga-Indianer (zwischen der Kordillere, dem Pilcopato und Urubamba). die offenbar zur Gruppe der Kampa-Indianer gehören und die seit drei Jahrzehnten zahlenmäßig und auch z. T. kulturell stark zurückgegangen sind. Die Gegend ist durch mitunter gut fundierte Missionsstationen erschlossen, die den drei Reisenden weitgehende Unterstützung angedeihen ließen. Die Expedition erreichte ihren Ausgangspunkt Pangoa per Flugzeug von Lima über Pucallpa und Timpia. Von dort folgte man zu Fuß dem Lauf des kurzen Rio Montaro und erreichte schließlich tatsächlich auf der Kuppe eines hohen Berges Ruinen, die scheinbar in inkaischer Zeit errichtet wurden und zum östlichen Befestigungsgürtel als Sicherung gegen die angriffslustigen Montaña- und Amazonasstämme gehört haben dürften. Ob die Ruinen nun tatsächlich das alte Paititi sind, bleibt weiterhin fraglich, denn die Expedition hatte sich lediglich ihre Auffindung, aber nicht ihre archäologische Untersuchung vorgenommen. Der einzige datierende Fund ist eine grobe inkaische Keramik des Aryballo-Typus. Die in ausgezeichneter Steintechnik errichteten Mauern umgaben in konzentrischen Kreisen als Terrassen eine Bergkuppe von ungefähr 200 zu 75 Fuß. Auf ihr wurden drei stark mit Vegetation bedeckte Mounds unbestimmten Charakters vorgefunden. Bei oberflächennahen Schürfungen wurden bemerkenswerterweise behauene Schlußsteine gefunden und nicht weit von den Ruinen einige Steinbrüche mit fertig behauenen Blöcken.

Schon im Jahre 1902 soll eine Expedition diese Ruinen gesucht, aber nicht gefunden haben. Im wissenschaftlichen Schrifttum ist ein diesbezüglicher Hinweis nicht zu finden und nach den Worten des Verfassers soll die peruanische Fachwelt von der neuen Entdeckung keine Notiz genommen haben. Möglicherweise deshalb, weil man es unterlassen hatte. vorher mit wissenschaftlichen peruanischen Institutionen die Verbindung aufzunehmen. Das Ergebnis der Expedition (Keramik, Photos) wurden dem British Museum vorgelegt.

Das Buch zeigt gut die Vorbereitungen einer solchen Fahrt, die vielfältigen Schwierigkeiten und außergewöhnlichen Mühen und z. T. Gefahren und wird als Reisebeschreibung dem an diesen Gegenden Interessierten manches bieten. Dem Ethnologen und Archäologen wird wieder einmal bewußt, daß die Möglichkeiten der Forschung viel zu gering sind, um

die durch den raschen Kulturwandel bedingten Verluste einigermaßen zu vermeiden. Und so ist es natürlich bedauernswert, daß an dieser Expedition kein Fachmann teilgenommen hat, was bei einer verantwortungsvollen und systematischeren Planung sicher möglich gewesen wäre.

Franz Hampl.

H. S. BELLAMY and P. ALLAN, THE GREAT IDOL OF TIAHUANACO, an interpretation in the light of the Hoerbiger theory of satellites of the glyphs carved on its surface. 8°. 192 Seiten, 4 Photos und 38 Zeichnungen, Faber and Faber, London 1959.

Im Jahre 1932 fanden Wendell Bennet, J. Phillips und A. Posnansky in Tiahuanaco in Bolivien einen 24.4 Fuß langen und 20 Tonnen schweren Sandsteinmonolithen in menschlicher Gestalt. Seine Oberfläche ist mit Zeichen bedeckt, die denen des „Sonnentores" der Kalasasaya ähnlich sind. Die Skulptur gehört der sog. klassischen Periode von Tiahuanaco an, die von den Archäologen um 600 n. Chr. angesetzt wird. Nur Posnansky schreibt ihr ein wesentlich höheres Alter zu, nämlich 17.000 Jahre, was u. a. auch durch astronomische Überlegungen gestützt wurde. Nun haben H. S. Bellamy und P. Allen, die schon 1956 in „The Calendar of Tiahuanaco" die „Hieroglyphen" des Sonnentores als Kalenderzeichen deuteten und zur Grundlage ihrer neuen Chronologie machten, auch im gleichen Verfahren eine Interpretation des Monolithen versucht.

Zur Erklärung des Problems Tiahuanaco bedienen sich die Autoren der Satelliten-Theorie aus der Glazialkosmologie von Hörbiger. Nach dieser Theorie sind die heutigen Satelliten einst selbständige Planeten gewesen, die in das Kraftfeld eines anderen Planeten geraten und durch die allmähliche Bahnschrumpfung in diesem aufgegangen sind. Das Tiahuanaco der beiden Großskulpturen wird mit einem Vorgänger des heutigen Erdmondes in Verbindung gebracht, der von der Erde einst absorbiert worden ist. Diesem Ereignis folgte eine satellitenlose Periode bis zum Einfangen eines neuen Mondes durch unseren Planeten. Schon Posnansky erkannte, daß der Kalender der Hieroglyphen von Tiahuanaco mit dem jetzigen Jahreszyklus nicht übereinstimmte. Das vorliegende Buch, von den Verf. als Ergänzung zum „Calendar of Tiahuanaco" gedacht, versucht nun die Übereinstimung desselben mit einem Jahreszyklus der Hörbigerschen Erd-Mond-Perioden.

Nach der Ableitung der Tiahuanaco-Skulpturen machte der Mond zur Zeit des „Kalenders" 447.7664 Umdrehungen in einem Jahre von 290.4 Tagen, zur Zeit des Idols jedoch nur 425 Umdrehungen in einem Jahre von 288 Tagen. Das Idol ist also etwas älter als das Sonnentor. Nach Hörbiger hat der ehemalige Satellit mit 5.9 Erdhalbmesserabständen 447 Umdrehungen in einem Jahre von 298 Tagen gemacht (entspräche dem „Kalender") und bei einem Abstand von 6.1 Erdhalbmessern 419 Umdrehungen in einem Jahre von 297.2 Tagen (entspräche dem Idol). Die Diskrepanz beträgt nur 3% und ist für astronomische Maßstäbe eigentlich recht gering. Sie könnte nach Ansicht der Verf. bei einer Revision der Satellitentheorie noch verringert werden. Zwischen dem Kalender des Sonnentores und dem des Idols lägen „an important, even not very long, period of development", etwa von einigen hundert Jahren. Tiahuanaco hätte uns somit den ältesten Kalender der Menschheit beschert und seine Schöpfer seien sich auch über die Kugelgestalt der Erde und die Bewegungen der Sonne und der Sterne im klaren gewesen.

Bei Ablehnung von Hörbigers Theorie, d. h. wenn der Satellit des Idols und des Sonnentores nicht der Vorgänger des heutigen Mondes ist, müßte der Mond einmal der Erde auf 4.4 Erdhalbmesser (17.500 Meilen) nahe gewesen sein, worauf er sich wieder auf die Entfernung von 60 Erdhalbmessern zurückzog. Im Intervall zwischen Idol und „Kalender" näherte sich der Satellit der Erde auf 8000 Meilen, pro Jahr 8 Meilen.

Zur Zeit der beiden Denkmäler lag Tiahuanaco am Ufer eines Gezeitenmeeres, das vom Satelliten als allweltlicher Wassergürtel verursacht wurde. Mit den Wassergürtelgezeiten fällt die letzte Eiszeit zusammen, die mit dessen Rückzug endete. Das geschah nach der geologischen

Datierung vor etwa 22.000 Jahren. Da dieser geologische Ansatz nicht gut zu umgehen ist, mußten die Autoren nach einer Übereinstimmung ihres Kalenders und der Hörbigerschen Zahlen mit jenem suchen, was auch tatsächlich durch astronomische zykliche Berechnungen gelang. Das Endergebnis sieht nun so aus: der Höhepunkt der Kultur von Tiahuanaco lag vor ungefähr 27.000 Jahren. Vor ca. 22.000 Jahren fand die Auflösung des Satelliten statt. Die 2. Phase der Kultur von Tiahuanaco (mit einem leichten Seitenblick auf Atlantis) fiel in eine satellitenlose Phase der Erdgeschichte vor 22.000 bis 13.500—11.500 Jahren, die mit dem Einfangen des heutigen Mondes ihr Ende fand. Der 3. Akt des Dramas spielt in der Gegenwart und beginnt mit den Kulturen Ägyptens und des Zweistromlandes vor 6000—7000 Jahren. A. Posnansky, dem schon immer an einer frühen Datierung von Tiahuanaco gelegen war (15.000 v. Chr.), lehnt das Alter von 27.000 Jahren für Tiahuanaco ab. Die Verf. sehen in Tiahuanaco den Schlüsselpunkt zur Menschheitsgeschichte und erwarten in der Überzeugung der absoluten Richtigkeit ihrer Theorie die Revision der archäologischen Chronologie der gesamten Welt. Zum Abschluß der Inhaltsangabe mögen noch zwei Zitate folgen: „Some, perhaps many, of the problems, which occupy the minds of archaeologists today, and which remain unsolved, may possibly find their solution within the framework of a new chronology based on Tiahuanaco" (S. 187) und „The disruption of the Satellite must have been a catastrophe of such devastating effect that the vestiges of civilization must have vanished from the face of the Earth" (S. 188). Diese Ereignisse spiegeln sich in den Mythen der Völker.

Wissenschaftliche Tradition und Autoritätsglaube haben sich wohl gelegentlich dem Durchbruch neuer Ideen hemmend entgegengestellt und eine unbefangene Einstellung erschwert, doch die von Bellamy und Allan aufgestellte Theorie dürfte kaum selbst die aufgeschlossensten Vertreter der anthropologischen Wissenschaften ansprechen. Wenn in dem Buche nur beiläufig bemerkt wird, daß mit Ausnahme von Posnansky Tiahuanaco um 600 n. Chr. datiert wird — dies ist die Ansicht aller namhaften Amerikanisten — so zeigt das, daß sich die Verf. mit der allgemein geltenden Chronologie überhaupt nicht auseinandergesetzt haben und ihnen die Probleme der Anthropologie, Urgeschichte und Ethnologie offenbar nicht oder nur ungenügend bekannt sind. Allein schon die Tatsache der engen Verbindung der peruanischen Hochlandkulturen mit den Küstenkulturen, von denen zahlreiche C 14-Daten vorliegen, hätte Berücksichtigung finden müssen. Die Ergebnisse der alt- und neuweltlichen Urgeschichte, die Entstehung und der Ablauf der mittel- und südamerikanischen Hochkulturen widerlegen diese Theorie, falls man sich überhaupt mit ihr auseinandersetzen will. Sie steht auf zwei tönernen Füßen: auf der Welteislehre, über deren Wert heute nicht mehr diskutiert wird, und auf der altamerikanischen Kalenderkunde, die v. a. in Südamerika keinesfalls ein tragbares Fundament für eine so weitreichende Hypothese abgeben kann.

Es wurde hier viel Mühe und Scharfsinn an eine Aufgabe gewendet, die an sich sehr reizvoll ist, aber in dieser Form gewiß nicht zur Lösung von archäologischen Problemen des Andenhochlandes und darüber hinaus beitragen kann. Franz Hampl.

T. JOHNSON, H. RABINOWITZ, P. SIEFF, ROCK PAINTINGS OF THE SOUTH-WEST CAPE, 16°, 38 Seiten mit 48 Farbtafeln, 1 Karte und mehreren Abbildungen im Text, Nasionale Boekhandel BPK., Cape Town 1959.

Unter den zahlreichen Veröffentlichungen über die afrikanischen Felsbilder ist dieses kleine Büchlein vielleicht einer der ansprechendsten Beiträge zu einem schier unerschöpflichen Thema. Auf wissenschaftliche Ambitionen keinen Anspruch erhebend, wirbt es mehr als viele andere ähnliche Veröffentlichungen um das Verständnis einer Kunstrichtung, in der trotz aller Anonymität das Schicksal von Menschen aufscheint, die aus ihrer Heimat verscheucht, sich einem allzu mächtigen Gegner gegenübersehen. Was sie bewegte, haben sie in Farbe auf den Felsen festgehalten: sich selbst, ihre Frauen und Kinder, das von ihnen verfolgte und erlegte Wild — die Fremden mit ihren mächtigen Schiffen und die Kolonisten mit ihren großen Reisewagen. Die gleiche Motivik, wie sie A. R. Willcox (Rock paintings of the Drakensberg) festgehalten

hat. Erschütternde Zeitdokumente werden so vor uns lebendig. Sie zu sammeln und für die Zukunft zu erhalten, haben sich die Autoren zur Aufgabe gemacht und aus ihrer reichen Mappe einige ansprechende Beispiele der Öffentlichkeit vorgelegt. T. Johnson beschäftigte sich mit der Frage der für die Bilder angewandten Maltechnik. An Hand zahlreicher Versuche kann er nun wahrscheinlich machen, daß die in Steinmörsern zerriebenen Erdfabren mittels Eiertempera angemacht wurden. Die Farbe konnte in dünnen Strichen aufgetragen werden und erhielt sich bis heute, da das Eiweiß in Wasser nicht löslich ist. Die Innenfüllung der stets flächig ausgeführten Bilder wurde mit einer verhältnismäßig dicken, in einem anderen Lösungsmittel angemachten Farbe hergestellt. — Eine kleine, aber mit viel Liebe zur Sache betreute Veröffentlichung, an der man sich wirklich erfreuen darf.

Richard Pittioni.

SIR M. WHEELER, EARLY INDIA AND PAKISTAN to Ashoka, Ancient Peoples and Places Series, No. 12, kl. 8°, 241 Seiten mit 57 Tafelabbildungen und 32 Abbildungen im Text, Thames & Hudson, London 1959.

Als langjähriger im Land tätiger Ausgräber und Forscher ist Sir M. Wheeler einer der Berufenen, die schwierigen Probleme der indischen Urgeschichte zu meistern. Er tut dies in der ihm eigenen souveränen Art und führt so den Leser von den ersten pebble-tooles zu Ashoka im 3. Jhdt. v. Ch. G. Tatsächliches und Fragliches wird stets einander gegenübergestellt, auf die in Indien gegebenen regionalen Schwierigkeiten aufmerksam gemacht (das sog. Mesolithikum, das Neolithikum mit den geschliffenen Steinbeilen etc.). Besonders erfreulich ist die vorsichtige Distanzierung allzu großzügigen Thesen gegenüber (Sprachdiffusionen, arische Wanderung) mit dem Betonen der Quellenlage, die auch für die südindischen Megalithen herausgestellt wird. Zahlreiche Literaturhinweise ermöglichen ein näheres Bekanntwerden mit den vielen Einzelfragen indischer Urgeschichte. Hervorzuheben ist die vorzügliche bildliche Ausstattung des Buches, das neben den älteren Veröffentlichungen (von St. Piggott, D. H. Gordon u. a.) seinen Wert als unentbehrlicher Ratgeber für lange bewahren wird.

Richard Pittioni.

L. SCHMIDT, DAS ÖSTERREICHISCHE MUSEUM FÜR VOLKSKUNDE, Werden und Wesen eines Wiener Museums, 16°, 118 Seiten mit 1 Titelbild, 4 Abbildungen im Text und 46 Tafelbildern, Österreich-Reihe Nr. 98/100, Bergland Verlag, Wien 1960.

Dieses dem Begründer des Volkskunde-Museums Michael Haberlandt gewidmete Büchlein gibt ein anschauliches Bild von allen Bestrebungen und Mühen, die zu seiner Gründung und weiteren Ausgestaltung bis zum heutigen Tage führten. Immer in die geistige Situation der Zeit hineingestellt, zeigt der Verf. so die gestaltenden Kräfte auf, denen die heute als geschlossene Wissenschaft sich darstellende europäische Volkskunde verbunden ist. Ihre sachliche Nähe zur Urgeschichte rechtfertigt auch eine freundliche Aufnahme dieser flüssig geschriebenen und sehr lesenswerten Schrift in unserem Kreise. Für eine wohl bald notwendig werdende 2. Auflage wäre es vielleicht nützlich, einige etwas zu pointierte Formulierungen zu glätten.

Richard Pittioni.

E. BENINGER, DIE WASSERBURG NEYDHARTING, Ausgrabungen zur Klärung der Burgenforschung, mit einem Vorwort von Otto Stöber, 16°, 83 Seiten mit 28 Abbildungen im Text und 1 Falttafel, Länderverlag, Linz 1959.

Am Beispiel der abgekommenen Burg Neydharting (OÖ.) versucht E. Beninger Hauptprobleme der archäologischen Burgenforschung aufzuzeigen und die Verbindung von Gelände-

arbeit mit archivalisch-historischen Quellen herzustellen. Die von H. P. Schad'n und K. Hetzer begonnenen Bestrebungen finden so eine sehr erfreuliche Fortsetzung, zu der sich auch die neuesten Untersuchungen des Hausberges von Gaiselberg (NÖ.) durch F. Felgenhauer gesellen. Die durch die Grabungen in Neydharting gewonnenen Einzelaufschlüsse zur Konstruktion des Fundamentes sind nicht bloß neu, sondern auch ein glänzender Beweis für die technische Fertigkeit der Burgerbauer während des 13./14. Jhdts. Für seine Auffassung, daß die Wasserburg die Fortsetzung einer Motte wäre, bleibt E. Beninger allerdings den Beweis schuldig. Ob zwischen diesen beiden Befestigungen überhaupt ein genetischer Zusammenhang besteht? — Die vom Verf. vorgelegten Ergebnisse sind nicht bloß im Einzelfall, sondern ganz allgemein höchst ermutigend für eine systematische Burgenarchäologie, zu deren systematischer Begründung E. Beninger zweifellos wertvolles beigesteuert hat.

Richard Pittioni.